

Zeitschrift: Berner Zeitschrift für Geschichte
Herausgeber: Historischer Verein des Kantons Bern
Band: 82 (2020)
Heft: 3

Buchbesprechung: Rezensionen

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 27.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Rezensionen

Benoit-Huguelet, Elise: Elise Benoit-Huguelet ou une vie bien remplie. Mémoires d'une sage-femme du XIX^e siècle. Préface d'Anne Beuchat-Bessire.

Gollion: Infolio 2019. 65 S. ISBN 978-2-88474-974-9.

Es handelt sich bei diesem kleinen Büchlein um die Neuauflage eines erstmals 1905 erschienenen Textes. Die Pfarrersfrau Cécile Ohnstein-Jacot aus Vauffelin hatte die damals 85-jährige Hebamme Elise Benoit-Huguelet ermuntert, ihre Lebensgeschichte zu erzählen, um diese für die Nachwelt festzuhalten. Ohnstein-Jacot schrieb auf, was die alte Frau ihr erzählte. Elise Benoit-Huguelet konnte damals auf 63 Jahre Berufstätigkeit als Hebamme zurückschauen. Sie verstarb 1906.

Der besondere Reiz dieses Textes liegt in seinem Quellencharakter: Es handelt sich um die Aufzeichnung einer mündlichen Erzählung, um Oral History aus dem Berner Jura des 19. Jahrhunderts. Da die ehemalige Hebamme, die notabene noch mit 81 Jahren einen Fortbildungskurs besuchte, nicht nur über ihre berufliche Tätigkeit sprach, sondern ihr ganzes Leben erzählte, sind die Einblicke in die Geschichte des Alltags im Berner Jura des 19. Jahrhunderts vielfältig.

Die Hebammenausbildung wurde im Kanton Bern im 19. Jahrhundert allmählich professionalisiert. 1829 schrieb der Kanton im deutschsprachigen Teil Ausbildungskurse für Hebammen vor, 1837 wurden die Kurse erstmals auch in französischer Sprache abgehalten. 1842 wählte der örtliche Pfarrer die damals 22-jährige Elise Huguelet als Kandidatin für die Pfarrgemeinde Vauffelin aus und ermunterte sie, den Kurs in Bern zu absolvieren. Huguelet, die bis zum Alter von 14 Jahren zur Schule gegangen war und anschliessend ihrer verwitweten Mutter bei der Feldarbeit geholfen hatte, sagte zu. Der Pfarrer half ihr bei der Anmeldung für den Kurs in Bern, und die Familie gab ihr das Geld für die Unterkunft und die Verpflegung sowie für die Anschaffung der nötigen Instrumente. Ein Bruder brachte sie mit einem Wagen nach Bern, denn die Postkutsche war zu teuer. Als sie sich an der Brunngasse 27 meldete, teilte ihr der zuständige Professor mit, dass der Kursbeginn um einen Monat verschoben worden sei. Elise Huguelet musste wohl oder übel in Bern bleiben und arbeitete während dieser Zeit als Dienstmädchen bei ihrer Schlummermutter.

Die Ausbildung umfasste nicht nur spezifisches Fachwissen, sondern auch Schreiben, was angesichts der geringen Schulbildung der Schülerinnen durchaus sinnvoll war. Über die praktische Ausbildung steht wenig im Text, jedoch begleiteten die Schülerinnen offenbar eine Lehrhebamme bei den Hausgeburten. Nach Abschluss der Ausbildung, im Herbst desselben Jahres, kehrte Huguelet nach Hause zurück, diesmal mit der Post.

Das Gebiet, das sie nun als Hebamme versorgen musste, war gross, und ihre Einsätze zu Fuss, bei jedem Wetter und besonders auch nachts, waren bisweilen nicht ungefährlich. Sowohl die Bezahlung als auch die Wertschätzung für ihre Arbeit bezeichnete die alte Hebamme als gering. Mit 26 heiratete sie den Lehrer von Romont, Julien Benoit. Von 1853 bis 1855 lebte die Familie in La Ferrière bei La Chaux-de-Fonds, später bekam ihr Mann einen Posten in Court. Da beide Eheleute schlecht verdienten, entschied sich Elise dafür, sich in Romont niederzulassen, wo sie heimatberechtigt war und entsprechend den Burgernutzen beziehen konnte. Wenn ihr Mann die Familie besuchte, was er regelmässig tat, musste er zu Fuss zwei Berge überqueren.

Anders als Adeline Favre aus dem Val d'Anniviers¹ berichtete Benoit-Huguelet nicht sehr ausführlich über die damalige Geburtshilfe. Sie konnte für sich aber mit einem gewissen Stolz die Bilanz ziehen, dass während ihrer 63-jährigen Tätigkeit nur sechs Frauen bei der Geburt oder im Wochenbett gestorben seien. Mangels lokaler ärztlicher Versorgung war Elise Benoit-Huguelet auch Anlaufstelle für Kranke. Schwere Fälle begleitete sie gelegentlich selbst ins Inselspital nach Bern.

Wer sich für die Alltagsgeschichte des 19. Jahrhunderts interessiert, wird diesen kurzen autobiografischen Text – und die informative und umfassende Einführung von Anne Beuchat-Bessire – mit Vergnügen lesen.

Gerrendina Gerber-Visser, Bern

¹ Favre, Adeline: Ich, Adeline, Hebamme aus dem Val d'Anniviers. Erinnerungen herausgegeben von Yvonne Preiswerk nach Aufzeichnungen von Gesprächen Adelines mit ihren Nichten Marie-Noëlle Bovier und Pierrette Mabillard. Mit einem einleitenden Text von Susanne Perren. Zürich 1982 und 2009.

Caviezel, Zita; Walter, Matthias; mit Vorarbeiten von Hans Jakob Meyer: Die Kunstdenkmäler des Kantons Bern, Land IV: Der ehemalige Amtsbezirk Aarberg.

Bern: Gesellschaft für Schweizerische Kunstgeschichte GSK 2018. 496 S.
ISBN 978-3-03797-329-5.

Schneeberger, Ursula; Buser, Richard; Bruneau, Irène; D'Alessandro, Maria; mit Beiträgen weiterer Autoren: Die Kunstdenkmäler des Kantons Bern, Land V: Der ehemalige Amtsbezirk Wangen.

Bern: Gesellschaft für Schweizerische Kunstgeschichte GSK 2018. 496 S.
ISBN 978-3-03797-333-2.

Die beiden gleichzeitig erschienenen Kunstdenkmälerbände über die einstigen Amtsbezirke Aarberg und Wangen weisen geschichtlich und kulturell zahlreiche Parallelen auf. Ein Vergleich liegt somit nahe.

Zuerst zum Band Aarberg. Einen Schwerpunkt bildet neben dem Städtchen Aarberg und dem ehemaligen Zisterzienserkloster Frienisberg auch Lyss. Verantwortlich ist ein Autorenduo, das die einzelnen Ortschaften unter sich aufgeteilt hat, dennoch wirkt das Resultat strukturell und deskriptiv homogen. Unterschiede zeigen sich jedoch im Vertiefungsgrad.

Das macht sich besonders bei Aarberg bemerkbar. Was hier in erster Linie interessiert, ist die Genese des für Schweizer Verhältnisse ungewöhnlich grosszügigen Stadtplatzes. Doch gerade in diesem zentralen Punkt will eine griffige Synthese der bisherigen Erkenntnisse nicht recht gelingen. Die Beschreibung ist solide recherchiert, das Ergebnis etwas vage. Das liegt einerseits daran, dass das ordnende Prinzip der Stadtwerdung, die Befestigung, anders als bei den beiden Kleinstädten im Wangener Band nur marginal behandelt wird – möglicherweise eine Abmachung, solche Aspekte der Stadtarchäologie zu überlassen. Andererseits fehlt eine wesentliche Grundlage: Ein Plan mit den wichtigsten Grabungsergebnissen hätte vieles begreiflicher gemacht. Schade, dass Platz und Stadtanlage nicht im grösseren Kontext mit weiteren vergleichbaren Stadtgründungen betrachtet werden.

Das gilt auch für den einzigen Bau von wirklichem Seltenheitswert: Der Käfigturm gehört zu den wenigen noch erhaltenen Tortürmen und ist für die Stadtentwicklung von hoher Relevanz. Hier würde ein instruktiver Schnitt wie beim Zeitglockenturm von Wangen entscheidend zum Verständnis beitragen, zumal ein Verweis auf vergleichbare Bauten, etwa die Tour de Rive in La Neuveville, unterbleibt. Anderes wiederum, das Amthaus, die reformierte Kirche oder die historische Aarebrücke, ist schlüssig und

plastisch präsentiert; forschungsmässig relevant ist beispielsweise die Erkenntnis, dass das «Schloss» aus dem Oeuvre von Daniel Heintz dem Jüngeren zu streichen ist. Unübliche Aspekte wie die Tapete aus Verpackungspapier für Tabakballen oder das teilerhaltene spätmittelalterliche Siechenhaus machen das Kapitel Aarberg ungeachtet einiger Lücken überaus lesenswert.

Sehr überzeugend wirkt die Darstellung des einstigen Zisterzienserklusters Frienisberg, heute ein Wohn- und Pflegeheim. Was auf den ersten Blick noch immer wie ein Kloster aussieht, zeigt bei näherer Betrachtung massive Substanzverluste. Mit aussagekräftigem Planmaterial und geeigneten Illustrationen gelingt es, das Ursprüngliche mit dem jetzt Vorhandenen zu einem nachvollziehbaren Ganzen zu verbinden.

Die grosse Überraschung des Bandes ist Lyss, eine Ortschaft, die nicht mit spektakulären Bauten imponiert, dank einer vertiefenden Betrachtung jedoch eine unvermutive Vielschichtigkeit erhält. Einzelbauten und Ensembles werden konsequent in einen grösseren Zusammenhang gestellt und mit zeitgenössischen Beispielen abgeglichen. Erhellend ist das vor allem bei der neuen reformierten Kirche mit ihrem unorthodox platzierten Querturm oder bei der hochexpressiven Betonverglasung der katholischen Kirche. In dieser stringenten Weise behandelt, können auch unprätentiöse Gewerbebauten dazu beitragen, Lyss ein eigenständiges Gesicht zu verleihen.

Der Band Wangen ist das Werk von drei Autorinnen und einem Autor, beigetragen haben fünf weitere Fachpersonen. Trotz der Vielzahl der Mitwirkenden ist das Resultat erstaunlich kohärent, die Vertiefungsqualität der Objektanalysen einheitlicher als im Aarbergerband. Man vermutet die lenkende Hand eines kompetenten Lektorats. Inhaltlich liegt das Hauptgewicht neben Herzogenbuchsee vor allem auf den Städtchen Wiedlisbach und Wangen. Herzogenbuchsee wird mit seinen barocken Gasthäusern, Mühlenbauten und frühindustriellen Fabrikanlagen in seiner Bedeutung als ländliches Zentrum gewürdigt, die beiden Kleinstädte sind in ihrer charakteristischen Unterschiedlichkeit greifbar gemacht. Siedlungsstruktur und Einzelbauten, darunter der einstige Landvogteisitz Wangen mit seiner komplexen Baugeschichte oder die reich freskierte Katharinenkapelle in Wiedlisbach, sind fundiert behandelt. So ist die theologische Dimension der äusserst seltenen Kombination von Taufstein und Grabplatte in der reformierten Kirche Wangen kurz, aber prägnant skizziert. Diese vertiefende Sicht ist immer wieder zu bemerken, so bei der Schilderung des Neuen Schlosses Bipp und der Ruine seines Vorgängers. Geradezu vorbildhaft wäre die Präsentation von Cuno Amiets Wohnhaus in Oschwand bei Seeberg, wenn sie durch eine Aussenaufnahme abgerundet würde. Hingegen ist das singuläre «Lazarusgrab» in der Kirche Oberbipp trotz seiner Bedeutung etwas beiläufig abgehandelt; eine Umzeichnung der fotografisch schwer wiederzugebenden Ritzfigur hätte die Verständlichkeit gefördert.

Und eine weitere Rarität, der «Freistein» von Attiswil, hätte als aussergewöhnliches Justizaltertum wenigstens eine Abbildung verdient. Das sind allerdings Details, die den positiven Gesamteindruck in keiner Weise schmälern.

Beide Bände überzeugen durch überlegt ausgewähltes Bild- und Planmaterial. Angenehm fallen die Bildlegenden auf, die keine Textwiederholungen, sondern Zusatzinformationen bieten. Mit dem neuen Konzept, initiiert 2014 mit dem Band zum Bezirk Waldenburg, wendet sich die Gesellschaft für Schweizerische Kunstgeschichte erfolgreich an eine neue Klientel – Lesbarkeit und eine attraktive Gestaltung schliessen eine sorgfältige wissenschaftliche Recherche keineswegs aus.

Jan Straub, Bern

Engler, Claudia: Regelbuch und Observanz. Der Codex A 53 der Burgerbibliothek Bern als Reformprogramm des Johannes Meyer für die Berner Dominikanerinnen.

(Kulturtopographie des alemannischen Raums, Bd. 8). Berlin, Boston: Walter de Gruyter 2017. XIII + 355 S. ISBN 978-3-11-044779-8 / e-ISBN (PDF) 978-3-11-044857-3.

Das vorliegende Buch wurde 1998 an der Universität Bern als Dissertation angenommen und erst jetzt, rund zwanzig Jahre später, auf Drängen von Prof. Jeffrey Hamburger (Cambridge) und Prof. Nigel Palmer (Oxford) gedruckt. Um es gleich vorwegzunehmen: der Druck hat sich gelohnt! Freilich ist in der Zwischenzeit im Bereich der Observanz der Dominikanerinnen viel geforscht worden, was nicht mehr eingearbeitet werden konnte, doch nennt die Autorin am Anfang die einschlägige Literatur. Im Mittelpunkt der Untersuchungen steht der Codex A 53, der heute in der Burgerbibliothek Bern liegt, deren Direktorin Claudia Engler ist.

Das erste Kapitel enthält die bewegte Geschichte des Berner Dominikanerinnenklosters St. Michael in der Insel. Das Kloster hätte zunächst in Brunnadern liegen und ein Zisterzienserinnenkloster werden sollen. Wegen der wiederholten Belagerungen der Stadt Bern durch König Rudolf I. flüchtete es in die Stadt und fand eine vorläufige Bleibe auf einer Aareinsel unterhalb des Dominikanerklosters, von dem heute nur mehr die Französische Kirche übriggeblieben ist. Den Namen «Insel» nahm das Kloster mit, als es 1327 auf den ehemaligen Judenfriedhof umzog, an die Stelle des heutigen Bundeshauses Ost. Im 14. Jahrhundert war es nicht mehr als eines von recht zahlreichen Beginenhäusern, obwohl es 1294 in den Dominikanerorden inkorporiert worden war. Erst 1439 gelang es dem Rat, das Kloster im Konsens mit der Ordensleitung der Reformbewegung der Observanz zuzuführen, der seit 1419 auch das

Männerkloster angehörte. Nachdem 1439 und 1445 zur Einrichtung und Erhaltung der Observanz Frauen aus dem 1423 reformierten Steinenkloster von Basel nach Bern versetzt worden waren, gelang die wirtschaftliche und geistliche Konsolidierung und wurde ein kleines Skriptorium eingerichtet. Seelsorgerlich wurden die Nonnen «durch die bedeutendsten Förderer der dominikanischen Ordensreform, hauptsächlich aus dem Basler Dominikanerkonvent» betreut (S. 6f.). Nach der in Bern 1528 eingeführten Reformation wurde das 1354 gestiftete Seilerinspital (seitdem Inselspital) in die ehemaligen Konventsgebäude verlegt und ihm auch das Klostervermögen übertragen.

Der Codex A 53 ist als einziges der Bücher des Inselklosters nach der Reformation in Bern geblieben. Er enthält I. die Augustinusregel für Frauen (deutsch), II. die Konstitutionen für die Dominikanerinnen (deutsch), III. die Augustinusregel für Frauen (lateinisch, unvollständig), IV. die *Expositio in regulam beati Augustini* des Hugo von St. Viktor (deutsch, unvollständig), V. eine Urkunden- und Briefsammlung, VI. Reformordinationen (deutsch), VII. eine Unterweisung zum Problem des Wuchers, VIII. eine Zusammenstellung päpstlicher Privilegien (lateinisch und deutsch), IX. Die begrebt der weltlichen personen, die hie by uns ligent (Einträge aus den Jahren 1463 bis 1498) und schliesslich X. einen *Liber vitae* (deutsch, unvollständig). Davon werden in der Folge aus verständlichen Gründen nur die deutsche und lateinische Augustinusregel (I und III) sowie die deutschen Konstitutionen für die Dominikanerinnen und die Reformordinationen (II und VI) ediert.

Der Codex muss ursprünglich umfangreicher gewesen sein, als er heute ist; es fehlen mindestens 26 Blätter (4 Lagen) am Anfang, die wahrscheinlich eine Klosterchronik enthalten haben, und 10 Seiten aus dem *Liber vitae*. Das Buch scheint von der Priorin Anna von Sissach geschrieben worden zu sein, einer der Reformschwestern aus dem Basler Steinenkloster, und zwar unter der Regie des berühmten Ordenschronisten Johannes Meyer, der von 1454 bis 1458 Beichtvater im Inselkloster in Bern war. Diese Jahre waren für ihn eine äusserst fruchtbare Schaffensperiode; so verfasste er die im Codex A 53 fehlende Klosterchronik, die sich inzwischen in einer Handschrift der Universität Breslau wiedergefunden hat, eine Art Schwesternbuch (Biografien vorbildlicher Schwestern) und den ebenfalls zum Teil fehlenden *Liber vitae*, das heisst ein chronologisches Verzeichnis der Schwestern und Beichtväter des Inselklosters, das sich offensichtlich an die Klosterchronik anlehnt. Ausserdem schrieb Johannes Meyer in dieser Zeit ein *Buch der Ämter* und ein *Buch der Ersetzung* (Konstitutionen), die unmittelbar nachher zur Abschrift ins Dominikanerinnenkloster St. Katharina in Nürnberg weitergereicht wurden und nie mehr nach Bern zurückgekommen sind, ebenso wenig wie das Schwesternbuch und die Klosterchronik.

Im dritten Kapitel werden die oben genannten Texte ediert und kommentiert, wobei Claudia Engler rund ein Dutzend Vergleichshandschriften aus allen Bibliotheken Europas herbeigezogen hat. Die Augustinusregel für Frauen (lateinisch und deutsch) stammt schon aus dem 13. Jahrhundert (um 1241/42, von Humbertus a Romanis auf Latein verfasst und wahrscheinlich kurz darauf im Dominikanerinnenkonvent St. Markus von Strassburg ins Deutsche übersetzt, der sogenannte Typ Strassburg). Die entscheidenden Punkte für die Observanz standen in den «ergänzend erlassenen Reformditionen» (S. 122–131).

Im vierten Kapitel setzt die Autorin sich mit dem Begriff des «Regelbuchs» auseinander, den sie selbst dem Codex A 53 gibt und den sie nun differenziert. Die Überlieferung von Bibliotheken und Bücherbeständen aus der Provinz der Teutonia des Dominikanerordens ist schlecht, gerade weil Regelbücher mit der Zeit überholt, ersetzt und nicht aufbewahrt wurden. Die Mehrheit der überlieferten Regelbücher stammt aus dem 15. Jahrhundert und nicht aus Männer-, sondern aus observanten Frauenklöstern, was auf eine besondere Verbindung von Frauenreform, bei der die Regelbücher der observanten Klöster häufig durch weitere Texte ergänzt wurden, und Regelbuch schliessen lässt. Insoweit kann der Codex A 53 durchaus als Regelbuch bezeichnet werden, doch ist er besser ausgestattet als andere Regelbücher (zweispaltig, illuminierte Initialen) und enthält neben den deutschen relativ viele lateinische Texte. Während die Verschriftlichung in den Männerklöstern des Dominikanerordens bereits im 13. Jahrhundert stattfand, geschah dies in den Frauenklöstern vor allem im 15. Jahrhundert, im Zusammenhang mit der Observanz. Das erklärt denn auch, warum im Codex A 53 noch die Regel und die Konstitutionen aus dem 13. Jahrhundert stehen, ergänzt durch die neuen Reformstatuten, die insbesondere grossen Wert auf die Einhaltung einer strengen Klausur legen. In den observanten Dominikanerinnenklöstern fand im 15. Jahrhundert eine wahre «Literaturexplosion» statt, die sich nicht nur «im Aufbau und in der Pflege von Bibliotheken niederschlug», sondern auch in der «Neuordnung des Archivs» und in der «Anlage von Wirtschaftsbüchern» (S. 177), denn eine gute wirtschaftliche Lage war eine unabdingbare Voraussetzung für eine streng einzuhaltende Klausur.

Vor dem Hintergrund der Regelbücher zeichnet sich der Berner Codex A 53 in zweierlei Hinsicht aus; zum einen durch eine besonders sorgfältige Ausstattung (Illustrationen) und zum anderen durch eine betont «historiografische» Ausrichtung mit Klosterchronik, Abschriften von Urkunden aus der Gründungszeit und *Liber vitae*, die wohl auf Johannes Meyer zurückzuführen sind, aber vielleicht auch die Defizite einer eher kläglichen Klostergeschichte ausgleichen sollten; das Berner Dominikanerinnenkloster galt nicht umsonst als sogenannter Kümmerkonvent (S. 208). Claudia Engler

kommt zum Schluss, dass der Begriff des Regelbuchs im Fall des Codex A 53 zu kurz greife und man vielleicht besser von *Liber de vita monastica* sprechen müsste (S. 201).

Im fünften und letzten Kapitel ihres Buchs gibt die Autorin eine absolut lesenswerte Darstellung der Observanzbewegung überhaupt, in der sie besonderes Gewicht auf die Frauenklöster legt, die bisher die Stiefkinder dieser Geschichte waren, obwohl gerade in der Provinz Teutonia bereits zu Beginn des 13. Jahrhunderts auf 46 Männerklöster 65 Frauenklöster kamen. Bei den Frauen lag das Gewicht der Reform vor allem auf der Klausur, der klösterlichen Disziplin, der wirtschaftlichen Neuordnung und der Organisation der geistlichen Betreuung durch Beichtväter, die durch die Reformordinationen geregelt wurden, die man sich wiederum durch die Päpste bestätigen liess. Vor allem aber sicherte man sich die Unterstützung des «weltlichen Arms», das heisst des städtischen Rats, was sich auch in Bern sowohl für die Männer (1419) als auch für die Frauen (1439) gut zeigen lässt. Die städtischen Räte waren insofern an der Einführung der Observanz in «ihre» Konvente interessiert, als diese sowohl eine sorgfältige Verwaltung der Klostergüter als auch eine «gesicherte seelsorgerlich-geistliche Betreuung und Fürsorge» garantierte (S. 218). Die Geschichte der Observanzbewegung (bis 1475) allein lohnt schon die Lektüre des Buchs. Wenn die Rezensentin einen Wunsch bei der Autorin frei hätte, dann wünschte sie sich eine Edition der Chronik des Inselklosters, die nicht im Codex A 53, sondern in einer Breslauer Handschrift überliefert ist.

Kathrin Utz Tremp, Freiburg i. Ü.

Gutscher-Schmid, Charlotte: Exklusive Bilderwelt. Das Berner Udelbuch von 1466.

Unter Mitarbeit von Barbara Studer Immenhauser, mit Beiträgen von Vinzenz Bartlome, Marius Gehrig und Martin Germann. Hrsg. vom Historischen Verein des Kantons Bern. Baden: Hier und Jetzt 2018. 256 S. ISBN 978-3-03919-452-0.

Im Vorspann empfängt den Betrachter ein kleiner schwarzer Bär, der auch ein Atlant für eine A-Initiale mit Ranken und Vögeln ist. Ein gelungener Einfall des Buchgestalters, um zu der Besonderheit der Handschrift hinzuführen: der prachtvollen Initialmalerei. «Die fast 50 wunderschönen Initialen [...] faszinieren bis heute Jung und Alt», schreibt Barbara Studer Immenhauser, Berner Staatsarchivarin, zum Geleit. Charlotte Gutscher setzt ein mit einem kurzen Forschungsbericht, kurz deshalb, weil sie erstaunt feststellt, dass ausser Roland Gerber (Weimar 2001) niemand sich die Mühe nahm, genau hinzuschauen. Die Handschrift ist gut erhalten, doch wurde der Buchblock bei der Neubindung in den 1950er-Jahren beschritten. Dabei sind Randnotizen verloren gegangen, wie Martin Germann berichtet.

Die sorgfältig gestalteten Initialen markieren den Beginn der Auflistung der Hausbesitzer jedes Quartiers. «Nur wer ein Stadthaus besass oder wenigstens über einen Anteil an einer städtischen Liegenschaft verfügte, war berechtigt, als vollwertiges Mitglied in die Schwurgenossenschaft der Bürgerschaft aufgenommen zu werden», so Roland Gerber (2001, S. 127). Alle mit Rang und Namen sind im Udelbuch vereinigt. Wir greifen den Münsterbaumeister Erhard Künig heraus. Er steht für den Neubau des Chors des Berner Münsters, bei dem die besten Künstler herangezogen wurden. In dieser künstlerisch bedeutenden Atmosphäre ist auch das Udelbuch von 1466 entstanden.

Wie schon Brigitte Kurmann-Schwarz bei den Glasmalereien im Chor des Berner Münsters an Künstler aus Basel, vielleicht gar aus der Werkstatt von Konrad Witz, dachte (Ausstellungskatalog *Konrad Witz*, Kunstmuseum Basel, 2011, S. 315), findet auch Charlotte Gutscher die nächsten Parallelen zur Initialmalerei des Udelbuches in Basel. Die Stadt war aus Anlass des Konzils (1431–1449) zum kirchlichen, geistigen und künstlerischen Zentrum Europas geworden. Die Brief- und Helgenmaler, die Buchmaler, die in Basel arbeiteten, waren begehrt. Viele Maler blieben auch über die Zeit des Konzils in Basel. Der amtierende Berner Schultheiss Niklaus von Diesbach (1430–1475), der Auftraggeber des Udelbuches, lud die Maler ein; er war früher in Basel bei Wernli von Kilchen zur kaufmännischen Ausbildung.

Das Frontispizbild in einem in rotem Sandsteinton gefärbten Rahmen fällt künstlerisch auf, weil die Engel, die den Wappenschild halten, und die beiden kleinen Bären unter dem Wappen auf den grauen Sandsteinboden Schatten werfen. Auf dieser Seite ist programmatisch alles gezeigt, worauf es den Auftraggebern und den Malern Estermann und Johannes ankommt: zum einen das bernische Hier und Jetzt – der graue Sandsteinboden –, zum anderen die Basler Herkunft – der Rahmen aus dem roten Sandstein des Basler Münsters – und die Schlagschatten. Letztere weisen wieder in die Werkstatt von Konrad Witz. Er hat die Schatten aus der niederländischen Malerei übernommen. In der Buchmalerei sind die engen Verbindungen von Utrecht und Basel belegt, sicherlich haben niederländische Maler in Basel gearbeitet.

Die Ars Nova, Konrad Witz und die Urväter des Detailrealismus, die Brüder Jan und Hubert van Eyck mit ihrem Genter Altar von 1432, die Erfindung des Schlagschattens, auch das Trompe l’œil und die gemalte Architektur: Alle diese Errungenschaften in der Malerei seit von Eyck fanden Eingang in das Berner Udelbuch. Der Vergleich des Wandbildes beim Grabmal von Philibert de Monthoux in der Kirche Saint-Maurice in Annecy von 1458 mit der gemalten Architektur der Initiale «A» auf p. 81 im Udelbuch zeigt die breite Fächerung der Vorlagen, deren sich Johannes und Estermann bedienten; sie verewigten sich in den Mittelbalken zweier A-Initialen (Udelbuch, p. 15 und 91).

Charlotte Gutscher betont die Bedeutung von Erwin Panofskys *Early Netherlandish Painting* von 1953 als einem Wendepunkt in der Kunstgeschichte (S. 88), der bis heute nachwirkt. Panofsky selbst warnte vor Überinterpretationen. «Wie weit darf man also gehen mit einer Interpretation der Initialen im Udelbuch?», fragt die Autorin. «*Varietas delectat*», die Unterschiedlichkeit der Initialen ist kein Zufall. Subtil untersucht sie diese auf Symbolik und mögliche Bildaussagen und vergleicht mit der Basler Buchmalerei, insbesondere mit der Rektoratsmatrikel der Universität. Die Frage, ob die betonten Schnittflächen der Zweige in den Rankenmotiven auf unterbrochene Stammbäume der Hausbesitzer schliessen lassen, lässt sich an Beispielen belegen wie bei der Initiale auf p. 129, die das Viertel des Niklaus von Wattenwyl (Kramgasse Südseite) eröffnet. Niklaus der Ältere starb 1465, sein Sohn gleichen Namens, verheiratet mit Barbara von Erlach, rückte nach, starb aber bereits 1466, im Jahr der Ausschmückung des Udelbuches (S. 89).

«An der ...gasse ...», so beginnen die Einträge der Häuser und ihrer Besitzer im Udelbuch. So sind die meisten der fein verzierten Initialen ein «A». Die menschlichen und tierischen Motive in den Initialen weichen ab von den Mischwesen, Wildleuten und Tieren, wie sie in anderen Büchern der Zeit aufscheinen, vor allem in den Gebetsbüchern (S. 93). Sie entstammen fast durchwegs aus Vorlagen. Viele Drachen sind zu sehen, auch Bären, meist als Anspielung auf das Berner Wappen, doch immer ohne tiefere Bedeutung, es überwiegt die «Freude am formalen Verschmelzen und ineinanderverschachteln der Motive». Die Drachen sind nicht furchterregend, der lustige Charakter steht im Vordergrund.

Vor dem Anhang mit Glossar und einer ausgezeichneten, gezielten, nicht zu umfangreichen Bibliografie – ein Register fehlt schmerzlich – gibt der letzte, gewichtige Teil der Publikation alle Initialen im Massstab 1:1 auf Doppelseiten wieder, links der Kommentar und rechts die Abbildung. Es ist nicht nur ein für die Forschung wichtiges, es ist auch ein sehr schönes Buch.

Christoph Eggenberger, Zollikon

Harb, Christian: Moosseedorf, Moossee. Ein Überblick über 160 Jahre Pfahlbauforschung.

(Hefte zur Archäologie im Kanton Bern 2). Bern: Archäologischer Dienst des Kantons Bern 2017. 150 S. ISBN 978-3-9524659-3-6.

Die zweite Publikation der Reihe *Hefte zur Archäologie im Kanton Bern* behandelt die prähistorischen Siedlungen in Moosseedorf und im Moossee und bietet einen Überblick über die Pfahlbauforschung von ihrem Anfang im 19. Jahrhundert bis in die Gegenwart.

Christian Harb beginnt sein Werk nach einer Einleitung mit einer Beschreibung der Siedlungslandschaft um den Moossee. In diesem Kapitel wird klar, wie schnell sich ein Landschaftsbild auf natürliche Weise, aber vor allem durch Eingriffe des Menschen verändern kann. So sank der Wasserspiegel des Moossees durch Torfabbau und Meliorationsprojekte seit dem 18. Jahrhundert kontinuierlich. Meistens sind mit dem fallenden Pegel die jeweiligen archäologischen Untersuchungen verbunden. Einen Gesamtüberblick über die einzelnen Grabungen und Funde verschaffen vor allem die gut verständlichen Pläne und Bilder, auch Flurnamen können relativ schnell in der Region verortet werden. Einige angeschnittene Themen wären in den nachkommenden Kapiteln besser platziert gewesen, so werden einige Funde und Befunde schon vorweggenommen, ohne dass der Leser, die Leserin diese in einen Kontext stellen kann.

Vor allem das Kapitel über die Forschungsgeschichte besitzt für die historisch interessierte Person Relevanz. Die Erforschung der Pfahlbausiedlungen vom Moossee begann mit dem Arzt Johannes Uhlmann (1820–1867) und dem Berner Archivar Albert Jahn (1811–1900). Sie überprüften Gerüchte von Torfstechern sowie Anwohnern des Moossees über einzelne Funde. 1855 erkannte Uhlmann die Chance, nach der Absenkung des Seespiegels erste Grabungen im Sommer/Herbst 1856 zu machen, und entdeckte östlich sowie westlich des Moossees diverse Pfahlbauüberreste. Diese werden in der Literatur mit «Moossee östliche Station» beziehungsweise «Moossee westliche Station» betitelt. In den folgenden Jahren führte Uhlmann diverse weitere Grabungen durch und gab erste Publikationen heraus. Sehr gelungen erscheint das kurze Porträt von Uhlmann. Der Leser, die Leserin erfährt, wie der Mediziner zur Archäologie kam, dass sich dieser nicht nur für Altertumsforschung interessierte, sondern auch für viele weitere Themen, unter anderem die Entomologie. Eine Milbenart (*Antennophorus uhlmanni*) wurde nach ihm benannt. Sehr anschaulich wird auch die aufkommende Begeisterung der Zeitgenossen des 19. Jahrhunderts für die sogenannte Pfahlbauerzeit illustriert sowie die prominente Rolle, die der Moossee dabei spielte. Das Auffinden von Überresten von Steinwerkzeugen, verkohlten Getreidekörnern und Knochen domestizierter Tiere bei gleichzeitigem Fehlen von Bronze- und Eisenüberresten erschien der damaligen Wissenschaftswelt als Sensation. Die Forscher des 19. Jahrhunderts glaubten, erst mit der Bronzezeit seien Ackerbau und Viehzucht aufgekommen, und schrieben den Menschen im Neolithikum keine solchen Fertigkeiten zu. Die Fundstellen im Moossee widerlegten diese Annahme. Der englische Reiseführer *Scientific Guide to Switzerland* empfahl 1867 einen Besuch in Moosseedorf. Auch in die Kunst fand die ehemalige Siedlung beim Moossee Eingang. Otto Emanuel Bay (1865–1910) malte eine idyllische Szene einer Pfahlbausiedlung (1891). Er stützte sich jedoch nicht auf wissenschaftliche Tatsachen, sondern liess sich von einem Gemälde des Indianermalers

Rudolf Friedrich Kurz (1818–1871) inspirieren. Beide Bilder befinden sich im Bernischen Historischen Museum. Diese Begeisterung für die Pfahlbauerzeit im Allgemeinen und für die Fundstellen beim Moossee im Besonderen nahm im Verlaufe der Zeit ab. Wieder war es ein Arzt, Fritz König (1851–1927), der das Historische Museum dazu brachte, 1919 erneut Grabungen durchzuführen. Diese wurden vereinzelt bis in die 1930er-Jahre fortgeführt. Die nächsten Grabungen erfolgten erst wieder in den 1960er-Jahren. 1999 wurde eine Sondierung vorgenommen und 2011 schliesslich erneut ge-graben.

In den folgenden Kapiteln werden die Befunde sowie Funde von «Moossee östliche Station» und «Moossee westliche Station» vorgestellt. Gerade diese Kapitel mögen Personen, die mit der Materie nichts zu tun haben, relativ langfädig erscheinen. In diesem Überblick kommt vor allem der Fortschritt in der archäologischen Forschung zur Geltung. Obwohl, wie in der Literatur immer wieder betont wird, Uhlmann sehr exakte Forschung betrieben und für seine Zeit die Befunde und Funde akribisch genau aufgenommen hat, wirken seine Datierungsversuche und die seiner Zeitgenossen für die Fundorte beim Moossee für heutige Verhältnisse relativ unbeholfen. Das liegt an den mangelnden Datierungsmöglichkeiten seiner Zeit. So waren viele Fundplätze, mit denen derjenige am Moossee hätte verglichen werden können, im 19. Jahrhundert noch unbekannt. Mittels Dendrochronologie und Kohlenstoffdatierung konnte das Alter der bei der Grabung 2011 entdeckten Holzfunde bestimmt werden. Sie sind grösstenteils grob in die Zeit zwischen 3800 und 2800 v. Chr. einzuordnen. Hierbei ist besonders der Fund eines Einbaumes zu erwähnen. Die C14-Analyse ergab, dass dessen Überreste in die Mitte des 5. Jahrtausends v. Chr. datieren. Der Einbaum vom Moossee ist damit das älteste gefundene Boot in der heutigen Schweiz. Zudem ist er älter als die meisten anderen Funde bei Moosseedorf.

Die Fundstellen bei Moosseedorf üben vielleicht heute nicht mehr die gleiche Faszination aus wie auf die Zeitgenossen des 19. Jahrhunderts. Dennoch spielt Moosseedorf für die Pfahlbauforschung bis in die Gegenwart eine bedeutende Rolle und wird in der Forschungswelt immer wieder als Referenz verwendet. Der Fund des Einbaums beweist auch, dass die neolithischen Siedlungen bei Moosseedorf noch für wissenschaftliche Sensationen sorgen können.

Raphael Germann, Brienzwiler

**Kauz, Daniel; Illi, Martin; Saner, Fabian; Thöni-Coray, Marisa:
Grenchen im 19. und 20. Jahrhundert. Vom Bauerndorf zur Uhrenmetropole.**

Hrsg. von der Stadt Grenchen. Zürich: Chronos 2018. 332 S.
ISBN 978-3-0340-1408-3.

Das Titelbild kündet ein Kaleidoskop zur Grenchner Geschichte im 19. und 20. Jahrhundert an. Zu sehen sind darauf eine Vedute von Martin Disteli auf Bachtelenbad und das Dorf Grenchen, ein Dampfzug auf dem Bahnviadukt Richtung Grenchen Nord, Frauen eines Fliegerkurses auf dem Flugplatz, das Gebäude der Post und des Kontrollvereins, Torwart Ballabio nach dem Grenchner Cupsieg, ein Swatch-Monument vor Hochhäusern, die neue Aarebrücke und ein Uhrmacher an der Arbeit. Wie diese Bilder typisierend Grenchen zu fassen versuchen, so versucht der von drei Autoren und einer Autorin verfasste Band die Grenchner Geschichte der letzten 200 Jahre in fünf thematischen Kapiteln zu Raum, Umwelt, Verkehr und Siedlung, zu Wirtschaft und Arbeit, zu Gesellschaft und Alltag, zu Politik und Verwaltung sowie zu Kultur und Religion zu fassen. Eingeleitet wird dieser thematische Teil durch einen chronologischen Überblick, in dem die Geschichte Grenchens von der Helvetik bis zur Gegenwart erzählt wird.

Das Programm ist anspruchsvoll und lässt sich nur durch Auswahl und Typisierung bewältigen. Gut gegückt ist das im Kapitel über Wirtschaft und Arbeit, in dem zu Recht die Uhrenindustrie eine Hauptrolle spielt. Hier spiegelt sich im Lokalen ein Stück der nationalen Geschichte der Uhrenindustrie mit ihrer Gründung, ihren Phasen und Krisen. Ihr Anfang scheint fast einem Mythos gleich, dessen Deutung aber umstritten ist. Denn der Gründungsimpuls ging aus einer Gemeindeversammlung hervor; dieses Faktum haben Freisinnige und Sozialdemokraten (S. 130) verschieden interpretiert und damit auch unterschiedliche Wirtschaftspolitiken legitimiert. Die Grenchner Geschichte zeigt aber auch, dass die wirtschaftspolitische Realität viel komplexer war als die jeweiligen ideologischen Erklärungen, wenn etwa Kleinunternehmer der Uhrenindustrie sich der Unterstützung des sozialdemokratischen Gemeindeammanns versicherten, um die Beschränkungen des Bundesamts für Industrie, Gewerbe und Arbeit zu umgehen, das die Bestimmungen des Uhrenstatuts und die Politik der ASUAG-Holding durchzusetzen versuchte (S. 150).

Etwas von dieser Widersprüchlichkeit zeigt sich auch im Kapitel zur Gemeindepolitik, wenn auch dort die Oberfläche der Wahlkämpfe im Zentrum steht. Auch hier wird deutlich, dass die Rhetorik nicht der Realität im politischen Alltag entsprach. Der kurz nach dem Generalstreik gewählte sozialdemokratische Gemeindeammann war

im Wahlkampf auf Flugblättern noch als Bolschewik angefeindet worden. Einmal im Amt, tönte es dann anders. Das hatte auch etwas mit der konkreten Politik zu tun, etwa im Kampf gegen Arbeitslosigkeit (S. 221–225) und Wohnungsnot (S. 228–231) in den Krisenjahren oder in der Wirtschaftsförderung (siehe oben). Der parteipolitische Überblick beschränkt sich im Wesentlichen auf das «sozialdemokratische Jahrhundert» in Grenchen, das mit der Abwahl des sozialdemokratischen Stadtammanns Boris Banga zu Ende ging. Schmerzlich vermisst man allerdings eine Analyse zum Niedergang der SP und zum Aufstieg der SVP in Grenchen im Kontext von Uhrenkrise, bilateralen Verträgen, Migrationspolitik und lokaler Identitätskrise in einer globalisierten Welt.

Interessant ist, dass in Grenchen, im Gegensatz zur Stadt Solothurn, schon früh Zugewanderte eine bedeutende Rolle in der Gemeindepolitik spielten und oft den Gemeinde- beziehungsweise Stadtammann stellten – sicher ein Ausdruck der erhöhten sozialen Mobilität im rasch wachsenden Gemeinwesen Grenchen. Interessant wäre in diesem Kontext eine etwas genauere Betrachtung des Verhältnisses von Einwohnergemeinde und Bürgergemeinde. Erstere hatte sich im Kanton Solothurn erst 1877 als Folge der Bundesverfassung von 1874 gebildet. Dieser historische Zusammenhang wird zwar im einleitenden geschichtlichen Überblick erwähnt, die Veränderungen in den wechselseitigen Verhältnissen der beiden Gemeinden kommen aber ungenügend zur Sprache. Einzig im Kapitel über die Migration ist von der Bürgergemeinde und deren Rolle bei den Einbürgerungen noch einmal kurz die Rede. Überhaupt fällt auf, dass ausser im historischen Überblick das 19. Jahrhundert etwas stiefmütterlich behandelt wird.

Eine eher objektivierende Beschreibung herrscht im Infrastrukturkapitel vor (S. 93–110). Das zeigt sich auch sprachlich in der überwiegenden Verwendung des Passivs. Politische Interessen sind in diesen Satzkonstruktionen ausgeklammert oder kommen allenfalls als übergeordnete Sachzwänge in den Blick. Das gilt nicht für das kleine Kapitel zu den Meliorationen, in dem durchaus von unterschiedlichen Interessen der bäuerlichen Landbesitzer und der «besitzlosen» Industriearbeiterschaft die Rede ist. Dass Infrastrukturpolitik einerseits in übergeordneten Zusammenhängen steht, andererseits aber ein wichtiger Faktor in der Ausbildung eines gemeindepolitischen Selbstverständnisses ist, hätte an der Verkehrspolitik, der Wasser- und Elektrizitätsversorgung hinlänglich gezeigt werden können.

Auch in den Fakten ist dieser Teil ungenau. Das Grenchner Busnetz reicht nicht bis zur Gemeinde Bellach, sondern nur bis zur Nachbargemeinde Bettlach. In der Nachkriegszeit stand zwar eine Buslinie zwischen Grenchen und Solothurn zur Diskussion, was nicht erwähnt wird, aber vermutlich verhinderten dann die jeweiligen

Gemeindeegoismen (und die Interessen der SBB) eine solche Linie, die auch Bellach, Nachbargemeinde von Solothurn, von Grenchen her erschlossen hätte. Lücken weist auch die Darstellung der Wasserversorgung auf. So wird etwa unterschlagen, dass Grenchen zur Sicherung der eigenen Wasserversorgung in den 1990er-Jahren eine Anschlussleitung an die Solothurner Grundwasserversorgung bauen liess, was den geäusserten Optimismus hinsichtlich der Ergiebigkeit der Juraquellen doch etwas dämpft. Ebenso hätte einer Ausführung bedurft, dass Grenchen zuerst an das Elektrizitäts-, dann erst an das Gasnetz angeschlossen wurde. Eine der vielen Konsequenzen, politischen und gesellschaftlichen, war, dass bei der Aufnahme der Gasversorgung die Gemeinde bereits Erfahrung im Umgang mit Versorgungswerken hatte und die Bedürfnisstruktur beim Gasverbrauch sich differenzierte. Gas wurde nicht mehr für die Beleuchtung, sondern vor allem für das Kochen und die Wärmeproduktion eingesetzt.

Dass sich die Geschichte einer Gemeinde immer auch in den Biografien ihrer Bewohner widerspiegelt, macht das Kapitel «Gesellschaft und Alltag» deutlich (S. 170–184). Die vorgestellten Biografien zeigen unter anderem den Wandel im Fabrikleben oder am Beispiel eines Dorforiginals sowohl Änderungen in der Beschäftigungsstruktur wie in den sozialen Beziehungen. Dass solche Biografien auch einem Identitätsbedürfnis in der sich schnell entwickelnden Gemeinde entsprechen, wird nicht verschwiegen.

Überhaupt spielen Identitätsfragen in dieser Grenchner Geschichte eine wichtige Rolle. Darauf weist der Projektleiter Daniel Kauz bereits im Vorwort hin. Er beschreibt die Grenchner Selbstdarstellungen als Konstruktionen und Interpretationsmuster, die den Rahmen setzen für das, was wahrgenommen, erfahren, erinnert wird. Diese Geschichtenproduktion bringt er mit dem «beschleunigten Wandel Grenchens seit der Mitte des 19. Jahrhunderts» (S. 13) in Zusammenhang. Man könnte sie auch mit der im Kontext von Politik, Migration und «Überfremdung» erwähnten Zuwanderung in Verbindung bringen, denn Zuwanderungsgesellschaften, handle es sich um ein ganzes Land wie die USA oder ein zur Stadt werdendes Dorf, haben offenbar ein erhöhtes Identitätsbedürfnis. In diesem Sinne ist die Charakterisierung Grenchens als «amerikanisch», die Kauz auch erwähnt, durchaus zutreffend.

Von solchen Identitätskonstruktionen, die ein realimaginäres Wir erschaffen, ist implizit oder explizit immer wieder die Rede, etwa auch im Bereich des Sports oder der Kultur, so etwa bei den Ausführungen zur Rolle des FC Grenchen, zu Holbeins «Solothurner» Madonna, welche die Grenchner ebenso für sich beanspruchten wie die Solothurner, bei der Theater-, Kunst- und Museumspolitik. Ein solches Wir tritt, wo reale oder vermeintliche Interessen im Spiel sind, zuweilen auch als politischer

Handlungsträger auf, wie die Grenchner Geschichte am Beispiel des letztlich erfolglosen Kampfes für die Erhaltung des Spitalstandortes Grenchen aufzeigt.

Bei aller Kritik muss den Autoren und der Autorin auch zugutegehalten werden, dass sie sich in Neuland vorgewagt und sich vermutlich innerhalb eines relativ engen Zeit- und Platzkorsetts bewegt haben. Unter diesen Bedingungen ist die Kaleidoskop-form, in der punktuell einige Themen und Entwicklungen vertiefter behandelt werden, nicht die schlechteste. Der Band enthält denn auch Materialien und Überlegungen, welche die medial hochgekochte Diskussion um Grenchens Identitätskrise in einer globalisierten Welt (vgl. den Fernsehdokumentarfilm «Die schweigende Mehrheit») in historischer Perspektive differenzieren könnten.

Ruedi Graf, Allschwil

**Lüscher, Liselotte: Von der Sekundarschule zur Gesamtschule?
Die Geschichte der Sekundarschule des Kantons Bern unter dem
Aspekt der Selektion.**

Bern: hep 2016. 164 S. ISBN 978-3-0355-0539-9.

Manchmal haben Krisen unerwartete Auswirkungen. Im Fall der Corona-Pandemie, die im Frühjahr 2020 auch die Schweiz erreichte, waren es für den Verfasser dieser Buchbesprechung unter anderem die folgenden: Einerseits fand er endlich die Zeit, eine längst versprochene Rezension zu schreiben, und zweitens führte die Schliessung sämtlicher Schulen in der Schweiz dazu, dass Diskussionen über Bildung und insbesondere über die Chancengleichheit, die durch die Schule gewährt werden sollte, eine neue Intensität erlangten. Wie so oft wurde in dem Moment, wo etwas nicht mehr zur Verfügung stand, besonders offensichtlich, welche Bedeutung und Funktion es hatte.

Diskussionen um die Funktion der Schule im Zusammenhang mit Chancengleichheit beziehungsweise Chancenungleichheit stehen auch im Zentrum des hier besprochenen Buches. Der Titel des schmalen Bandes, den Liselotte Lüscher 2016 publizierte, mag auf den ersten Blick etwas irreführend sein. Lüscher geht es nicht vorrangig um die Rekonstruktion der Geschichte der Institution «Sekundarschule». Vielmehr geht es ihr um die Problematik, dass mit der Einführung eines mehrgliedrigen Schulsystems sich auch die Frage der Selektion stellt und beantwortet werden muss: Wer kann die Sekundarschule besuchen und wer verbleibt in der Primarschule?

Im ausgehenden 18. Jahrhundert begann sich in der Schweiz und in anderen Ländern die Idee durchzusetzen, dass verschiedene Schultypen nicht Standesunterschiede, sondern Unterschiede in Leistungsvermögen und Fähigkeiten der Schülerinnen und Schüler widerspiegeln sollten. Der Aufstieg im Schulsystem sollte demnach nicht von

der familiären Herkunft, sondern von der schulischen Leistung abhängen. Lüscher zeigt am Beispiel der Sekundarschule im Kanton Bern, dass die Umsetzung dieser Idee, die später als Meritokratie bezeichnet werden sollte, alles andere als problemlos verlief. «Ungleiche Bildungschancen» (S. 25) im Berner Volksschulwesen, damit lässt sich das Thema dieses Buches denn auch zusammenfassen. Bereits in den Debatten um die Einführung von Sekundarschulen im Kanton Bern in den 1830er-Jahren war dies einer der zentralen Punkte. Dem Staat fähige und verlässliche Bürgerinnen und Bürger zu schaffen, war die Aufgabe der Primarschule. Wozu brauchte es da also noch eine Sekundarschule? Oder anders gefragt: Was könnte eine Sekundarschule anderes sein als eine Institution, die der gesellschaftlichen Elite zur Reproduktion und damit der Schaffung von Ungleichheit unter rechtlich gleichen Bürgern diente?

Ungefähr die erste Hälfte des Buches widmet Lüscher der Einbettung der Sekundarschule in das Berner Schulsystem und damit auch der Entwicklung dieses Schulsystems als eines Ganzen. Diese Geschichte liesse sich auch mit «Von der Standesschule zur Volksschule» überschreiben. Es geht dabei vorrangig um die politischen Diskussionen, welche die Integration der Sekundarschule in die Volksschule begleiteten und im Zuge derer ausgehandelt wurde, von wem und zu welchem Zweck die Sekundarschule besucht werden konnte. Lüscher stützt sich dabei hauptsächlich auf Primärquellen, Forschungsliteratur zieht sie eher spärlich bei, und oft war diese auch 2016 bereits nicht mehr ganz auf der Höhe der Zeit.

In der zweiten Hälfte des Buches analysiert Lüscher die politischen Diskussionen, die das «Zusammenwachsen» (S. 117) der beiden Schultypen Primarschule und Sekundarschule seit den 1970er-Jahren begleiteten. Dabei konzentriert sie sich unter anderem auf die Umstellung vom sogenannten System «4/5» auf das System «6/3». In Bern erfolgte der Übertritt in die Sekundarschule lange Zeit nach der vierten Klasse (4/5). Mit 6/3 wurde dieser Übertritt um zwei Jahre verschoben und erfolgte künftig nach der sechsten Klasse. Weiter zeichnet Lüscher die Debatten um verschiedene Formen der Organisation der neu geschaffenen Sekundarstufe I auf, in deren Zusammenhang auch die titelgebende Gesamtschule diskutiert wurde. In diesem Teil kommen Lüschers intime Kenntnisse der Materie, ihre langjährige Erfahrung als Beobachterin der beschriebenen Prozesse und ihr «feine[s] Sensorium für die humoristischen Zuspitzungen in den politischen Auseinandersetzungen», wie der ehemalige Staatsschreiber Kurt Nuspliger im Vorwort schreibt (S. 9), deutlich zum Ausdruck. Gestützt auf viele Originalquellen und Gespräche mit Beteiligten zeichnet Lüscher ein lebhaftes Bild der bildungspolitischen Diskussionen im Grossen Rat des Kantons Bern. Dass es Lüscher auch in der zweiten Hälfte des Buches primär um die Chancengleichheit beziehungsweise deren Förderung oder Missachtung im Rahmen von Selektionsprozessen geht,

wird unter anderem daran deutlich, dass sie sich mit dem Thema der Integration von Kindern mit speziellen Bildungsbedürfnissen in der Volksschule beschäftigt, einem Thema, das für die Sekundarschule nur geringe Relevanz hat. Das Buch endet mit den Debatten um HarmoS und der Einführung des Lehrplans 21 und führt damit hin zum in jüngster Zeit noch aktuellen bildungspolitischen Stand der Dinge.

Wie eingangs bereits geschrieben, sind wir anlässlich der Corona-Krise gegenwärtig als Gesellschaft wieder einmal mit Fragen konfrontiert wie denjenigen, was wir von der Schule überhaupt erwarten, welche strukturellen Voraussetzungen die Schule benötigt, um diesen Erwartungen gerecht zu werden, und was wir dafür zu investieren bereit sind (und dabei geht es nicht nur um finanzielle Investitionen). Am Beispiel des Übertritts von der Primar- in die Sekundarschule im Kanton Bern rekonstruiert Lüscher eine lang andauernde politische Diskussion, in deren Kern es um genau solche Fragen geht. Damit liefert das Buch einen wichtigen Beitrag zu der hochaktuellen Diskussion um Chancengleichheit und Bildungsgerechtigkeit. Im besten Fall kann uns die Geschichte helfen, das Wesen bildungspolitischer Diskussionen und der darin vorgebrachten Argumente besser zu verstehen. Genau dazu trägt das Buch von Liselotte Lüscher bei, heute vielleicht mehr denn je. Wie Nuspliger schreibt, ist dem Werk «grosse Aufmerksamkeit zu wünschen» (S. 11), und dem ist auch vier Jahre nach dem Erscheinen des Buches nichts hinzuzufügen.

Lukas Boser, Bern

Marti, Erwin; Grunder, Hans-Ulrich: Carl Albert Loosli 1877–1959.

Band 3, zweiter Teil: Partisan für die Menschenrechte.

Zürich: Chronos 2018. 770 S. ISBN 978-3-0340-1432-8.

Ein Studien- und Arbeitsleben lang hat sich der Historiker und Lehrer Erwin Marti (geboren 1952) mit Carl Albert Loosli und seinem Werk befasst, angefangen mit der universitären Akzessarbeit in Bern¹ und der Herausgabe einer Sammlung von ausgewählten Schriften,² beide 1980, über die Dissertation an der Universität Basel 1995, die als erster Band einer danach von Band zu Band umfangreicher werdenden Biografie erschienen ist,³ bis hin zu deren nun vorliegendem vierten und letzten Band. Zwischenzeitlich erfolgte die Edition einer Werkausgabe, die Looslis vielseitiges Schaffen einem breiteren Publikum neu oder erstmals zugänglich macht.⁴

Carl Albert Loosli wurde 1877 in Schüpfen als uneheliches Kind geboren und wuchs zunächst bei einer Pflegemutter, danach in mehreren Anstalten auf. Während seine Kindheit glücklich war, erlebte er danach vielfache körperliche und seelische Misshandlungen, die ihn fürs Leben prägten. Nach seiner Verheiratung liess er sich

1904 in der damals noch selbstständigen Berner Vorortsgemeinde Bümpliz nieder, wo er bis zu seinem Tod lebte und arbeitete. Er eignete sich als Autodidakt eine umfassende Bildung an und äusserte sich als freier Schriftsteller und Publizist zu einem breiten Spektrum von alltäglichen, gesellschaftskritischen und kulturpolitischen Themen, was ihm zur Bezeichnung «Philosoph von Bümpliz» (Jonas Fränkel) verhalf. Virtuos bediente er sich aller gängigen literarischen Textsorten in Mundart und Hochdeutsch und wandte sich stets engagiert, manchmal polemisch und auch satirisch gegen bestehendes Unrecht, was ihm viele Anfeindungen eintrug.

Der dritte Band von Erwin Martis Loosli-Biografie betrifft die Jahre zwischen 1914 und 1959, wobei infolge neuer Forschungsergebnisse gegebenenfalls auch auf die Zeit vor 1914 zurückgegriffen wird. «Looslis thematischer Kosmos» (Band 3/1, S. 9) legte die Aufteilung des dritten Bandes in zwei Teile nahe. Der hier zu besprechende abschliessende zweite Teil ist in elf Kapitel gegliedert; ein neunseitiger sogenannter «Leitfaden» bietet nähere Informationen zum Inhalt und erleichtert die Suche nach bestimmten Textstellen.

Die ersten fünf Kapitel und damit fast die Hälfte des Textes betreffen die Bedrohung der Schweiz durch Faschismus und Zweiten Weltkrieg in den Jahren zwischen 1933 und 1945. Den Auftakt bildet Looslis «Coup» – die Aufdeckung der Tatsache, dass die Schweizer Fronten nicht nur geistig, sondern auch materiell vom nationalsozialistischen Deutschland abhängig waren –, der wesentlich zum Scheitern der gegen die Freimaurer gerichteten frontistischen Initiative Fonjallaz 1937 beitrug. Nach allgemeinen Erörterungen zu Entstehung und Wesen des Nationalsozialismus werden zunächst Faschismus und Antifaschismus in Bümpliz, im Kanton Bern und in der Schweiz vor dem Krieg und danach die Lage der Schweiz zwischen anpasserischen Tendenzen und Kräften des Widerstands während des Kriegs ausführlich referiert. Loosli verurteilte die Flüchtlingspolitik der Schweizer Behörden während des Zweiten Weltkriegs als unmenschlich und wirkte in dem ihm möglichen Mass an Hilfsaktionen mit, beispielsweise 1942 zugunsten des Flüchtlingslagers in Eriswil. Marti hebt Looslis Rolle als «Pionier des christlich-jüdischen Gesprächs» (S. 253) hervor. Während mehr als fünfzig Jahren beschäftigte sich Loosli mit dem Antisemitismus. Er erkannte, dass dessen Bekämpfung und das Eintreten für die Rechte der jüdischen Minderheit die Verteidigung der allgemeinen Menschen- und Bürgerrechte bedeutet. Für die Gefährdung der Demokratie war er deshalb so sehr sensibilisiert, weil er selbst immer wieder seine eigene Unabhängigkeit bedroht sah, Zurückweisung erfuhr und quasi im Exil lebte.

Neben Loosli gab es in der helvetischen Presselandschaft nur wenige Stimmen, welche die defätistischen Machenschaften mutig kritisierten. Obwohl er als einfacher, nicht in politische oder wirtschaftliche Machtstrukturen eingebundener Bürger

keinen Zugang zu Insiderwissen oder geheimen Hintergrundaktivitäten hatte, lag er doch aufgrund seiner Erfahrungen und seiner Gabe, genau zu beobachten und verfügbare Informationen intensiv auszuwerten, mit seinen Urteilen meist richtig. Deutschstumelei, Antisemitismus, katholischer Konservativismus, agrarisch-romantische und antikapitalistische Ideologie identifizierte er als die gemeinsamen Merkmale der autoritären Rechten. Es ist beeindruckend, mitzuverfolgen, wie Loosli in seinen Urteilen aus heutiger Sicht unbeirrbar auf der richtigen Seite stand, dafür aber wenig Anerkennung erntete und teilweise sogar wegen Verleumdung verurteilt wurde.

Als «kritischer Citoyen» war er einer der wenigen, die immer wieder grundsätzliche Überlegungen zu Demokratie, Recht und Macht anstellten, wie im sechsten Kapitel dargelegt wird. In der Zeit des Vollmachtenregimes des Bundesrats zwischen 1914 und 1949 kämpfte er unverdrossen gegen Willkür, Bürokratie und Abbau der Volksrechte. Mitunter fühlte er sich als einsamer Warner; andererseits war er stets darauf bedacht, seine geistige Unabhängigkeit zu wahren und sich nicht durch an sich gleichgesinnte Kräfte instrumentalisieren zu lassen.

Im siebten und zehnten Kapitel geht es um literarische Themen, insbesondere um die Projekte des polnisch-jüdischen Emigranten Jonas Fränkel (1879–1965), des langjährigen und besten Freunds Looslis. Aus antisemitischen Gründen wurden dem Literaturwissenschaftler sowohl die Herausgabe der Werke Gottfried Kellers entzogen als auch die Aufarbeitung des Nachlasses von Carl Spitteler verunmöglicht, obwohl er zu dessen Lebzeiten sein engster Vertrauter gewesen war. Ebenso blieb Fränkel eine ordentliche Professur an der Universität Bern trotz fachlicher Qualifikation verwehrt. Loosli erlebte die Geschehnisse persönlich aus nächster Nähe und kämpfte vergeblich in seinen Schriften und Korrespondenzen gegen die skandalösen Affären.

Weshalb Looslis Werk gerade in den letzten Jahren wieder besondere Aktualität erlangt hat, wird in den Kapiteln acht und neun über die «Administrativjustiz» – ein von Loosli geprägter Begriff – und das Verdingkinderwesen ersichtlich. Diese Themen beschäftigten Loosli aufgrund eigener einschlägiger Erfahrungen. Er war nicht der erste, aber der gründlichste und pointierteste Kritiker des Zwangsversorgungssystems, in dem gesellschaftlich unangepasste Menschen ohne richterliche Verfügung und ohne Rechtsschutz in diverse Anstalten abgeschoben wurden. Provokativ verglich Loosli im Februar 1939 die Zucht- und Arbeitshäuser in der Schweiz mit Konzentrationslagern (wobei er allerdings die frühen deutschen Arbeitslager, nicht die späteren Vernichtungslager im Auge hatte). Die staatliche Willkür, die sich vor allem gegen die unteren Schichten richtete, wurde erst 1981 beseitigt. Ebenso wenig erlebte Loosli die Aufarbeitung der Geschichte der Fremdplatzierungen in der Schweiz und die Ansätze zur Wiedergutmachung. Immerhin konnte er den Grundstein für die 1950 gegründete

Schweizerische Pflegekinder-Aktion legen, die unabhängig und kompromisslos den Schutz der Verdingkinder sicherstellen sollte.

Das elfte Kapitel schliesslich gilt den letzten Lebensjahren Looslis. Als «unverbesserlicher Demokrat» stand er in der Zeit des Kalten Kriegs zwischen den Fronten. Unermüdlich kämpfte er für eine Reform des Jugendstrafrechts, des Anstaltswesens und allgemein des Strafvollzugs; als Pionier forderte er dabei Frauen auf den massgebenden Stellen zur Betreuung weiblicher straffälliger Jugendlicher. Zu seinen Anfängen zurückkehrend, schaffte er noch in hohem Alter die Neuausgabe seiner Dialektbücher.

Vor dem Fazit ist ein kurzer Beitrag des Erziehungswissenschaftlers Hans-Ulrich Grunder eingeschoben (S. 509–529). Während Marti die Aussagen Looslis über Erziehung und Bildung anhand von dessen Publikationen und Korrespondenzen darstellt und interpretiert, ordnet sie Grunder in den Kontext der grossen Erneuerungsbewegung der Reformpädagogik zu Beginn des 20. Jahrhunderts ein.

Die 24 bis 63 Seiten langen Kapitel sind auf breiter Quellen- und Literaturbasis recherchierte Monografien zu Themen, an denen Loosli eminent interessiert war. Der Bezug zu ihm entsteht vorwiegend durch seine Schriften und Korrespondenzen, die der Biograf minutiös auswertet. Immer wieder geht Marti allerdings darüber hinaus, behandelt eine Thematik umsichtig, erörtert ausführlich Ereignisse und Persönlichkeiten sowie die politischen und sozialen Zusammenhänge, die zum Verständnis nötig sind. Mitunter erscheint Loosli nur insofern, als er zum Beispiel gewisse Publikationen seinerzeit zur Kenntnis genommen hat. Als wacher und kritischer Beobachter griff er die zentralen Fragen seiner Zeit auf und suchte nach den Hintergründen. Dank zahlreichen Kontakten stammten seine Informationen vielfach aus erster Hand. Marti hat es sich zur Aufgabe gemacht, alle diese Fäden aufzuspüren und abzuwickeln. Da ist es unausweichlich, dass der Umfang anwächst. Schliesslich weist die vierbändige Biografie nun insgesamt 2229 Seiten auf. Der Bezug zu Loosli ist zwar immer wieder gewährleistet, aber häufig breitet Marti die ganze involvierte Thematik in extenso aus.

Wie schon in den früheren Bänden ist auch der Text des letzten Bandes wenig gegliedert. Neben den Kapitteltiteln gibt es nur im Beitrag von Grunder Zwischentitel. Ganze Seiten ohne Abschnitte sind keine Seltenheit. Insgesamt zwölf schwarz-weiße Abbildungen, zur Hälfte Karikaturen, lockern den Inhalt etwas auf.

Der Anhang umfasst 230 Seiten, wovon Anmerkungen und Bibliografie den grössten Anteil beanspruchen. Ein vollständiges Verzeichnis der Werke Looslis ergibt sich allerdings nur unter Bezug der früheren Bände. Angesichts der zahlreich vorkommenden Personen wäre es hilfreich gewesen, im Register Hinweise auf jene Textstellen zu

geben, wo die jeweilige Person eingeführt und näher beschrieben wird. Überhaupt ist eine ergänzende Publikation mit einer detaillierten Inhaltsübersicht und einem über alle vier Bände kumulierten und durch Stichwörter gegliederten Personen-, Orts- und Sachregister wünschenswert; die Biografie, die auch eine bernische Kulturgeschichte ist, wäre damit als Nachschlagewerk besser zugänglich.

Es ist mir kein Schweizer Autor bekannt, der eine derart umfassende Biografie bisher erhalten hat. Es hat aber wohl auch kein anderer ein von den Textsorten und Themen her derart breit gefächertes Werk hinterlassen, das vom Mundartgedicht über den Kriminalroman bis zum Expertengutachten reicht. Zwangsläufig vertieft sich der gewissenhafte Biograf in alle Facetten des Nachlasses. Immerhin schreibt Marti keine Heiligenlegende und verhehlt negative Aspekte nicht, beispielsweise Looslis Muster, «problematische Seiten ihm besonders nahestehender Personen kurzerhand» auszublenden (S. 481), oder seine Vorbehalte – bei aller Hilfsbereitschaft und bedingungslosen Unterstützung eines humanen Asylrechts – gegenüber Emigranten, namentlich deutschen, verschärften doch diese mit ihrer Publizistik die Konkurrenzsituation für den freien Schriftsteller.

Form und Inhalt entsprechen sich: Wie der streitbare Autor damals in der schweizerischen Literaturszene quer lag, so liegt heute seine Biografie als erratischer Block in der schweizerischen Geschichtsschreibung. Und noch ist kein Ende erreicht: Wohl um die Rezeption Looslis bei einem breiteren Publikum zu fördern, ist für 2020 ein Buch zu seinem Leben in Bildern angekündigt.

Emil Erne, Bern

- ¹ Marti, Erwin: Carl Albert Loosli und der Antisemitismus, unter besonderer Berücksichtigung der Rolle Looslis im Berner Prozess um die «Protokolle der Weisen von Zion». Typoskript, Historisches Institut der Universität Bern, 1980.
- ² Marti, Erwin (Hrsg.): Carl Albert Loosli. Ihr braven Leute nennt euch Demokraten. Schriften zur Politik, Geschichte, Kunst und Kultur. Frauenfeld, Stuttgart 1980.
- ³ Marti, Erwin: Carl Albert Loosli 1877–1959. [Band 1:] Zwischen Jugendgefängnis und Pariser Bohème (1877–1907); [Band 2:] Eulenspiegel in helvetischen Landen (1904–1914); Band 3, 1. Teil: Im eignen Land verbannt (1914–1959). Zürich 1996–2009.
- ⁴ Lerch, Fredi; Marti, Erwin (Hrsg.): Carl Albert Loosli, Werke in 7 Bänden. Zürich 2006–2009.

Rebetez, Jean-Claude ; Bregnard, Damien (dir.) : De la Crosse à la Croix. L'ancien Évêché de Bâle devient suisse (Congrès de Vienne - 1815).

Neuchâtel : Alphil, et Porrentruy : Fondation des Archives de l'ancien Évêché de Bâle 2018. 284 pp. ISBN 978-2-88930-170-6.

Le bicentenaire du Congrès de Vienne n'a pas manqué de produire de nouvelles études sur la refonte de la carte politique européenne qui s'ensuivit. Les Archives de l'ancien Évêché de Bâle ont produit une courte synthèse au titre délicieusement ambivalent, *Le Jura en Berne* (Porrentruy, Musée de l'Hôtel-Dieu, 2015) et les actes d'un colloque apte à placer la réunion de l'ancien Évêché de Bâle aux cantons de Berne et de Bâle dans une perspective plus large que l'anachronique confrontation de Berne et du Jura. Le dispositif éditorial en « table gigogne » *De la Crosse à la Croix* est bien propre à faciliter l'accès à cet ouvrage pour un public germanophone. Une large introduction coiffe l'ensemble des sujets et renvoie aux diverses contributions. Neuf articles spécialisés, six en français et trois en allemand, comportent, à chaque fois, une *Zusammenfassung* ou un *Résumé* dans la langue partenaire.

L'introduction de Jean-Claude Rebetez colle à l'événementiel de vallées jurassiennes chahutées par des forces qui leur échappent, l'action des Puissances coalisées dans une Suisse de 1814 déchirée entre ses cantons. Ce choix permet de rappeler les principaux résultats obtenus par les intéressés, la fin des occupations et réquisitions militaires et l'incorporation à la Suisse. Il ne permet pas de tout dire. L'esprit de la Restauration ou du Libéralisme déteint encore sur l'historiographie jurassienne au point que l'on y oublie souvent l'impact du régime français. Un rééquilibrage intervient ici grâce aux contributions des initiateurs de l'ouvrage. Malgré l'intitulé de la décision de Vienne, ce sont des parties de la Grande Nation qui sont réunies à la Suisse. L'on n'a pas pu faire suffisamment de nuances à propos de la Prévôté favorable à Berne, mixte confessionnellement, helvétique mais qui remonte certains de ses procès à Weimar jusqu'à la fin de l'Ancien Régime, pour comprendre un problème actuel persistant. La moisson n'en reste pas moins impressionnante.

Deux contributions donnent le contexte comparatif. Irène Herrmann reprend le concept de Restauration politique à l'aune de recherches récentes et de ses buts : contenir l'impérialisme napoléonien, éviter la guerre civile en Suisse, forger l'alliance d'un nouveau conservatisme et des valeurs chrétiennes. Elle ouvre quelques perspectives sociales. C'est le lieu de rappeler que le Jura bernois sous le régime de la Restauration bernoise, une génération comme le régime français, reste une friche à documenter. Danièle Tosato-Rigo s'attache à l'action de La Harpe et Rengger en faveur des

nouveaux cantons de la Médiation, Vaud et Tessin, Argovie et Saint-Gall. De son rappel insistant des velléités centripètes qui affectaient ces cantons et de son opposition à l'historiographie libérale qui privilégierait « sans nuance » la vision de leurs gouvernements, le Jurassien et le Bernois retiendront que pour La Harpe les idées politiques primaient sur la question de la souveraineté cantonale ; qu'Alexandre I^{er} empêcha la réunion à Berne du ci-devant Évêché tant que la Constitution bernoise ne fut pas amendée dans une perspective « républicaine ».

Les autres articles présentent les visions des élites jurassiennes confrontées à leur impuissance face aux réalités, la figure du gouverneur général d'Andlau, les administrations provisoires de l'ancienne principauté et les voeux des justices de paix françaises de Saignelégier, de Porrentruy, de Delémont, excepté la Prévôté Sous-les-Roches, et de Laufon.

Marco Jorio et Jean-Claude Rebetez confirment que le sort de l'Évêché fut tôt scellé, promis à Berne dès le mois de mars 1814. Le premier s'attache à l'action de l'élite nobiliaire qui entourait le prince-évêque de Neveu et les représentants au Congrès Delfils et Billieux, abusés par le refus initial bernois, le manque de soutien autrichien et l'illusion qu'une principauté ecclésiastique pouvait être restaurée. Le second offre un tableau plus ample en incluant les notables du Sud protestant et les chimères nourries par Bienne, les projets de constitutions cantonales qui s'inspirent de la Charte de Louis XVIII, les volte-face de Morel et d'Andlau. L'ancienne principauté fut sacrifiée à la politique européenne et suisse, le sort de l'Évêché relevant à Vienne dès l'abord des Puissances et de leurs représentants réunis dans le « Comité suisse ». On notera le voeu unanime des habitants d'éviter le morcellement de leur patrie. Vanja Hug offre un portrait de Conrad d'Andlau, gouverneur dans l'Est de la France pour les Coalisés, réduit au gouvernement de la « Principauté de Porrentruy » après le premier traité de Paris. Le précis de sa carrière, de la promesse du bailliage du Birseck au ministère du Grand-Duché de Bade, s'accompagne d'une réhabilitation du « cousin » de Metternich. A cet égard, la confrontation avec les présentations de Jean-Claude Rebetez et de Damien Bregnard est intéressante. Peu soutenu, d'Andlau, ressortissant du Birseck, pouvait estimer que son pays avait été charcuté par la décision du 20 mars 1815 qui l'attribuait partiellement à Bâle.

Parmi les régimes qui se succédèrent rapidement, Damien Bregnard retient le gouvernorat général d'Andlau, puis celui du commissaire fédéral Escher. Son propos assure la transition entre l'appartenance à la France et l'intégration à la Suisse, à travers la persistance des notables aux fonctions. Il éclaire la dispute autour des salaires « ex-orbitants » servis par les administrations provisoires. Il reprend l'œuvre du commissariat fédéral d'Escher, habituellement négligée : mise au pas de Bienne et de la partie

sud de l'ancien Évêché et préparation de l'intégration au canton de Berne, avec l'appui des Bernois May de Rued et Jenner. Valentin Jeanneret et Jean-Claude Rebetez, plutôt que de reprendre les démarches désordonnées des vallées jurassiennes auprès des Puissances, utilisent intelligemment les deux consultations de 1814 dans le nord du ci-devant Évêché. La première consultation, en mai, organisée par le commissaire Billieux, visait à prévenir un retour à la France. Elle révèle le désir des arrondissements jurassiens de devenir membre du Corps helvétique ou la nostalgie du régime épiscopal. La seconde, en août-septembre, sous l'égide du gouvernorat général, prétend agir sur les décisions du Congrès, en vain. Mais l'analyse des sources conduit, en partant des consultations de la Révolution et du Premier Empire, à reconnaître dans ces vœux, des chefs de famille pour l'essentiel, un jalon dans l'émergence des valeurs et des pratiques démocratiques.

Les intégrations de Bienne et du Jura, et du Birseck à leur canton respectif font l'objet d'articles particuliers en allemand. Tobias Kaestli livre une brève synthèse sur la Restauration bernoise. Il part des articles de la décision du Congrès. Il rappelle les modifications « constitutionnelles » que cela impliquait à Berne et l'obligation de tenir compte des particularités du pays à intégrer, notamment le respect du catholicisme jurassien (à noter l'ignorance du problème linguistique), mais aussi pourquoi on a été obligé de tenir compte des systèmes juridiques et fiscaux français. André Salvisberg insiste sur le peu de mesures prises par l'élite urbaine bâloise en faveur de son nouveau district, l'ancien bailliage du Birseck. Il en induit la part prépondérante prise par ces nouveaux bourgeois dans la séparation de Bâle-Ville et de Bâle-Campagne, à travers les figures « épiscopales » de Stephan Gutzwiller et Anton von Blarer.

André Bandelier, Peseux

**Schürpf, Markus: Johann Schaer. Dorffotograf, Gondiswil,
1855–1938.**

Zürich: Limmat 2017. 173 S. ISBN 978-3-85791-829-2.

Es könnte auch ein edler Skizzenblock sein, das Buch mit dem schwarzen Einband.

Nur der weisse Umschlag mit der Fotografie weist auf den Inhalt hin. Ein Junge – oder ist es ein junger Mann? – blickt mit ernstem Blick zur Seite. Das Bild will nicht so recht zum Titel passen: *Johann Schaer, Dorffotograf, Gondiswil, 1855–1938*.

Die Versuchung ist gross, zuerst im Bildteil zu blättern. Aber die Fragen sind drängender: Wer ist dieser Johann Schaer? Was hat er in diesem Dorf im südlichen Zipfel des Oberaargaus fotografiert?

Der Text des Fotobandes schafft selbst starke Bilder: Da ist ein Dorffest, ein Festumzug – die Eröffnung der Mehrzweckhalle in Gondiswil wird gefeiert, mit dem Gedenken an den Mammutzahn, der in der Braunkohlegrube gefunden wurde, oder an die Sippe des Gundolt, die dem Dorf den Namen gegeben hat. 1978 lebt Johann Schaer nicht mehr. Aber zum ersten Mal wird sein Nachlass öffentlich gezeigt an diesem Fest – ein Publikumsmagnet.

Die Schilderung des Lebens von Johann Schaer lässt die Neugierde auf seine Fotos beständig wachsen. Gondiswil mauserte sich von einer verarmten, isolierten und weitläufigen Gemeinde zum blühenden Dorf hablicher Bauern. Meilensteine waren die Installation der Stromleitung ins Dorf oder die Drainage des sumpfigen Landes. Die Familie Schaer war massgeblich am Aufschwung beteiligt. Johann Schaer war 54 Jahre lang Sekretär der Käsereigenossenschaft, und vor seiner Tätigkeit als Fotograf wirkte er als Bannwart, er hatte die Aufsicht über den staatlichen Schmidwald. Dort hat er sich mit der Pflanzung von nordamerikanischen Douglasien und Mammutbäumen verewigt, die noch heute weit über die anderen Bäume in den Himmel ragen.

Bemerkenswert ist auch die Tatsache, dass Johann Schaer 1855 im Weiler Freibach zur Welt kam und bis zu seinem Tod auf demselben Hof lebte. Reisen unternahm Schaer aber dennoch viele. Vor allem in der Schweiz, aber auch einmal an die Atlantikküste. Ein Bild zeigt seine Reisegefährten, die mit hochgekrempten Hosenbeinen das erste Mal im Salzwasser stehen.

Spannend wäre zu wissen, wie Schaer zur Fotografie kam. Doch darüber gibt es keine Hinweise im beständigen und beschaulichen Leben des Fotografen.

Aktenkundig ist, dass er sich zuerst «Amateurphotograph», später «Photograph» nannte. Die vielen Bilder bezeugen zudem, dass er ein beliebter Fotograf war, der seinen Kundinnen und Kunden grosse Freiheiten liess, mit welchen Kleidern sie sich präsentieren wollten und wie sie vor der Kamera posierten. Er fotografierte, was in seiner Zeit unüblich war, vor allem im Freien und nicht im Studio. Personenaufnahmen machen denn auch den grössten Teil des fotografischen Nachlasses von Johann Schaer aus. Besonders gerne schien Schaer im Wald fotografiert zu haben.

Auf allen Bildern prägen die Menschen die Szenerie: Die Alpenkette steht im Dunst im Hintergrund, stattliche Bauernhäuser bilden den Weiler Aerbolligen, weisse Wäsche flattert an langen Leinen im Wind. Der Blickfang ist ein kleiner Junge, der in der unteren linken Bildecke an einen Baum lehnt und lächelt.

Es ist wohl fünf Uhr, die Käserei ist umstellt von über einem Dutzend Karren und Anhänger, gezogen von Kühen oder Sennenhunden oder von Hand – die Milchablieferung ist offensichtlich in Kinderhand. Mädchen und Buben stehen auf der Zufahrt und dem Platz, beim Haus haben sich die Käser und Gehilfen aufgestellt, aus den

Fenstern beobachten Frauen und Männer das Treiben. Eine Momentaufnahme des Ablaufs vor der Käserei – alltäglich und doch inszeniert, alle blicken in die Kamera und verharren reglos.

Hie und da hat Schaer auch grandiose Schnappschüsse gemacht, auch wenn es solche zu dieser Zeit bestimmt noch nicht gab. Ein kleines Mädchen hält eine Kuh am Strick, in der anderen Hand eine lange Geisel. Dieses riesige Tier und das winzige Mädchen schauen furchtlos in die Kamera. Ein Mann steht kopfüber auf dem Pferdesattel, zwei Radrennfahrer lehnen sich an ihre Velos, zwei Frauen posieren in Männerkleidern ...

Diese Bilder fallen trotz ihrer Originalität nicht von den anderen ab – denn jedes Bild hat etwas Besonderes, so gewöhnlich die Szenen sind, die sie abbilden.

Zum Glück hat Markus Schürpf den Bildbestand ins Berner Fotobüro gebracht, die Negative gereinigt, hochauflösend digitalisiert und geordnet – und in diesem Buch veröffentlicht.

Johann Schaers Bilder weisen zwar Parallelen auf zu den Arbeiten seiner Zeitgenossen, zum Beispiel denjenigen Roberto Donettas, Arthur Zellers oder des nur 20 Kilometer entfernt lebenden Ernst Hiltbrunner. Schaers Werk ist aber dennoch vor allem eine Bereicherung, da es ein umfassenderes Bild des bäuerlichen Lebens abgibt als beispielsweise dasjenige Zellwegers. Auch ist der Blick des Bauernsohns Schaer ein anderer als derjenige des Verdingkindes Hiltbrunner.

Der Bildband ermöglicht es, bei den Bildern zu verharren, einzutauchen in diese Welt vor 100 Jahren, die so anders ist und unserer doch auch ähnelt – zumindest wenn es darum geht, sich zu inszenieren. Der Dorffotograf hat in Gondiswil eine ganze Welt gefunden.

Karoline Arn, Münchenbuchsee

Stalder, Birgit: Der Gymer. Geschichte und Gegenwart des Gymnasiums Kirchenfeld.

Thun/Gwatt: Werd & Weber 2018. 363 S. ISBN 978-3-03818-189-7.

Die vorliegende Publikation entstand und erschien – wie dem Vorwort von Guy Krneta zu entnehmen ist – «ohne äussern Anlass». «Es steht kein Jubiläum an, das gefeiert werden muss, kein millionenteruer Neubau wird eingeweiht.» (S. 6) Und auch die Autorin selbst, Birgit Stalder, betont in der Einleitung, dass das Buch «keine Jubiläumsschrift» sei, es stehe «am Gymnasium Kirchenfeld in den nächsten Jahren kein wichtiger Gedenktag an». (S. 10) Festschriften, die sich mit einzelnen Bildungsinstitutionen befassen, haben in der Schulgeschichtsschreibung ihren festen Platz und eine

lange Tradition.¹ Sie sind so verbreitet, dass es eine Ausnahme darstellt, wenn eine Publikation nicht anlässlich eines Jubiläums erscheint. Vor diesem Hintergrund ist es wenig erstaunlich, dass gleich doppelt auf den Umstand hingewiesen wird, das Erscheinungsjahr des Buchs (2018) habe für das Gymnasium Kirchenfeld keine besondere Bewandtnis.

Klassische Festschriften wollen einen «Fortschrittsnachweis» erbringen, sie sind so geschrieben, dass sie ein Gefühl des Stolzes über die «errungenen Leistungen» einer Schule transportieren.² Das Buch von Birgit Stalder will keine solche Schrift sein, entsprechend soll das Gymnasium Kirchenfeld in dieser Publikation «nicht explizit gefeiert werden». (S. 10) Es handle sich auch nicht um eine «Erzählung, die von Anfang bis Ende durchgelesen werden soll», sondern vielmehr «um ein wissenschaftlich erarbeitetes Handbuch mit unterschiedlichen Kapiteln, die je nach Interesse aufgeschlagen werden können». (S. 10) Auf die Einleitung folgt zunächst ein kurzer «historischer Rückblick», der sich mit der Geschichte des höheren Schulwesens befasst, sowie eine umfangreiche «Chronologie». Letztere reicht bis ins 16. Jahrhundert zurück. Die Publikation widmet sich schwerpunktmässig den Jahren von 1980 bis 2017, entsprechend werden die Ausführungen zu den Ereignissen am Gymnasium Kirchenfeld ab 1980 ausführlicher. Viel Raum nehmen nebst der «Chronologie» eine grössere Zahl von Interviews ein, die Birgit Stalder mit ehemals und aktuell am Gymnasium Kirchenfeld Beschäftigten geführt hat. Dass hier die Schülerinnen und Schüler fehlten, sei «eine bewusste Entscheidung. Der Grund liegt darin, dass sich keine Auswahl aus den vielen Tausend hätte wissenschaftlich rechtfertigen lassen.» (S. 11) Mit Guy Krneta kommt aber immerhin im Vorwort ein ehemaliger Schüler zu Wort. Die Interviews wechseln sich ab mit elf thematischen Kurzkapiteln. Den Abschluss des Buchs bildet ein kurzes Fazit.

Das mehr als 80 Seiten umfassende Kapitel «Chronologie» gibt einen Überblick über verschiedene Ereignisse, die das Gymnasium Kirchenfeld im Laufe seiner Geschichte betrafen. Die Auswahl dieser Ereignisse möge, so die Autorin, «auf den ersten Blick willkürlich wirken». Dieser Effekt sei jedoch gewollt: «Er soll das Gefühl der Gleichzeitigkeit vermitteln. Der Gleichzeitigkeit von Mikro- und Makroereignissen, von kleiner und grosser Geschichte, von Schulalltag und Politik, von Schüleranliegen und Weltgeschehnissen.» (S. 24) Die Chronologie reicht, wie das vorangehende Kapitel «historischer Rückblick», bis ins 16. Jahrhundert zurück. Sie behandelt somit nicht bloss die Geschichte des Gymnasiums Kirchenfeld (diesen Namen trug die Schule ab 1926), sondern auch die seiner Vorgängerinstitutionen. Insgesamt handelt es sich hier um eine erfrischende Zusammenstellung, in der auch Anekdoten wie die folgende Platz haben: Als 1969 das neue schweizerische Giftgesetz in Kraft trat, musste die

Chemieabteilung des Gymnasiums Kirchenfeld «umrüsten und ‹alle Gütterli neu beschriften›». (S. 37) Nimmt man sich die Zeit, die gesamte Chronologie durchzulesen, merkt man, dass Birgit Stalder hier geschickt viele Aspekte vorwegnimmt, die für die folgenden thematischen Kurzkapitel zentral sind. Diese Kurzkapitel beleuchten einerseits Entwicklungen, die spezifisch für das Gymnasium Kirchenfeld sind, zum Beispiel die um das Jahr 2000 erfolgte Zusammenführung der vormals existierenden drei selbstständigen Gymnasien zu einer Gesamtschule mit drei Abteilungen. Andererseits werden hier Themen präsentiert, die nicht bloss das Kirchenfeld als Einzelinstitution betreffen, sondern die darüber hinaus für die Geschichte des Gymnasiums als Schultypus im 20. Jahrhundert wichtig sind, etwa der Übergang von der Typenmatura zum Schwerpunkt- und Ergänzungsfächersystem, die Reduktion des Lateinunterrichts oder die Zunahme des Frauenanteils (bei der Schülerschaft und den Lehrpersonen). In diesen Kapiteln wie auch in den Interviews und im Fazit fällt auf, dass das Gymnasium in der vorliegenden Publikation als Institution verstanden wird, die sich im Laufe der Zeit – gerade in den letzten vierzig Jahren – stark gewandelt hat. Elisabeth Schenk, Rektorin der Geistes- und Humanwissenschaftlichen Abteilung des Gymnasiums Kirchenfeld, bemerkt: «Eine der grössten Konstanten sind die Veränderungen.» (S. 139)

Birgit Stalder versteht ihr Buch, wie sie einleitend schreibt, als wissenschaftliche Publikation. In diesem Zusammenhang gilt es, kritisch anzumerken, dass Quellenverweise sehr sparsam, das heisst nur bei direkten Zitaten, vorhanden sind. Eine eigentliche Bibliografie fehlt, das Buch enthält einzig eine zweiseitige Auflistung der «wichtigsten Quellen und Literatur», weitere Angaben wären hier wünschenswert. Nichtsdestotrotz legt Birgit Stalder eine sehr lesenswerte und facettenreiche Schrift vor. Die Publikation hebt sich auch insofern von klassischen Institutionengeschichten ab, als sie sich nicht auf die Entwicklung einer Schule beschränkt, sondern darüber hinaus einen Beitrag leistet zur Geschichte des Gymnasiums als Schultypus.

Michèle Hofmann, Bern

¹ Auch das Gymnasium Kirchenfeld stellt hier keine Ausnahme dar: Im Laufe der Zeit erschienen mehrere Festschriften, vgl. z. B. Bärtschi, Ernst; Hiller, Friedrich: Denkschrift anlässlich der Vollendung und Einweihung des neuen städtischen Gymnasiums auf dem Kirchenfeld. Bern 1926; 50 Jahre Gymnasium Bern-Kirchenfeld, 1926–1976. Bern 1976.

² Criblez, Lucien; Jenzer, Carlo: Zur Situation und Entwicklung der Schulgeschichte in der Schweiz. In: Bildungsforschung und Bildungspraxis 17 (1995), Nr. 2, 210–238, hier 212.

Stuber, Martin; Bürgi, Matthias: Vom «eroberten Land» zum Renaturierungsprojekt. Geschichte der Feuchtgebiete in der Schweiz seit 1700.

(Bristol-Schriftenreihe, Bd. 59). Bern: Haupt 2018. 261 S. ISBN 978-3-258-08115-1.

Ziel des vorliegenden Bandes von Martin Stuber und Matthias Bürgi als Hauptautoren und Herausgeber mit acht ergänzenden Beiträgen von insgesamt siebzehn weiteren Autoren und Autorinnen ist die Darstellung der Entwicklung der Feuchtgebiete in der Schweiz und ihrer gesellschaftlichen Aneignung.

Nach früheren quantitativen Untersuchungen, die einen Rückgang der Feuchtgebiete seit 1700 auf etwa zehn Prozent der Fläche ergaben, liegt nun auch eine qualitative Untersuchung mit der Verbindung von naturkundlichen und geisteswissenschaftlichen Aspekten vor. Die als ökologisch-historischer Ansatz bezeichnete Vorgehensweise geht von einer doppelten Geschichtlichkeit aus: ökologische Probleme entstanden im Lauf der Zeit und wurden aus der Zeit heraus wahrgenommen und interpretiert.

Im Einleitungskapitel wird der Wandel in der Bedeutung und Wahrnehmung von Feuchtgebieten kurz erläutert, die Forschungsgeschichte zusammengefasst sowie die Zielsetzung und die Methodik der Untersuchung dargestellt.

In den Hauptkapiteln zwei bis vier beschreiben die Hauptautoren exemplarisch, wie sich der gesellschaftliche Umgang mit den Feuchtgebieten seit etwa 1700 verändert hat. Den Ökonomischen Patrioten ging es um eine umfassende Nutzung der natürlichen Ressourcen und damit um die «Ökonomisierung der Natur», die im 19. Jahrhundert in die mechanisch-industrielle Phase der Landwirtschaft führte. An regionalen Beispielen werden die Nutzungsintensivierung auf den Allmenden, die Entsumpfung der Moore und der Abbau von Torf sowie die frühen Flusskorrekturen der Kander und der Linth veranschaulicht. Während in der ersten Phase private Agrarexperten die Landwirtschaftsreformen europaweit diskutierten, spielte der Staat ab der Mitte des 19. Jahrhunderts eine immer wichtigere Rolle. Im dritten Kapitel werden die vorerst kleinflächigen, nach den grossen Flusskorrekturen die ausgedehnten Meliorationen als staatliche Aufgabe dargestellt. Das starke Bevölkerungswachstum und der damit einhergehende steigende Lebensmittelbedarf, die Industrialisierung, die zur Abwanderung der Arbeitskräfte aus der Landwirtschaft führte, sowie der Import von Agrargütern, der durch den Ausbau des Eisenbahnnetzes erleichtert wurde, verhalfen der Agrarpolitik zu wachsender Bedeutung. Sie förderte einerseits die landwirtschaftliche Bildung und andererseits die Subventionierung, insbesondere die Finanzierung der Meliorationen. Für die lokalen Entwässerungen spielte die Erfindung und Verbreitung der Röhrendrainage eine zentrale Rolle. Die grossflächigen Entsumpfungen setzten

Flusskorrektionen voraus. Als Beispiele sind die Grosse Gürbekorrektion (1854–1881), die Korrektion des Alpenrheins (1862–1923) und die Erste Juragewässerkorrektion (1868–1891) beschrieben. Nach der Trockenlegung der grossen Flachmoore erlangte der Torfabbau während des Ersten und des Zweiten Weltkrieges nochmals ein bedeutendes Ausmass. Er führte aber zum Konflikt mit der Landwirtschaft, die das eben trockengelegte Land intensiver nutzen wollte. Das vierte Kapitel ist dem Moorschutz in der Ära der Ökologie gewidmet. Der forcierte kriegswirtschaftliche Torfabbau hatte zur Folge, dass sich der Schweizerische Bund für Naturschutz Anfang der 1940er-Jahre für den Schutz der Moore einsetzte. Mit der Rothenthurm-Initiative, die 1987 deutlich angenommen wurde, war der Moorschutz zu einem wichtigen Anliegen der Politik und breiter Bevölkerungsschichten geworden. Er verstärkte aber auch den Konflikt zwischen der Landwirtschaft und dem Naturschutz.

Im fünften Kapitel wird der massive Flächenverlust der Feuchtgebiete seit 1850 auf der Grundlage der topografischen Karten der Schweiz analysiert. Der Vergleich mit den Moorinventaren und andern, regionalen Quellen zeigt, dass die historischen und die aktuellen amtlichen Karten nur mit der notwendigen quellenkritischen Vorsicht für die Flächenentwicklung der Feuchtgebiete verwendet werden dürfen.

Die sieben Beiträge des sechsten Kapitels handeln von einzelnen Aspekten des Verlustes der Feuchtgebiete. Der erste Beitrag zeigt den Zerfall der natürlichen Netzwerke als Folge der zunehmenden Fraktionierung der Landschaft und der Lebensräume. Es folgt eine qualitative Analyse der Moorflora seit 1850 anhand von 229 moortypischen Pflanzenarten. Die nächsten drei Beiträge handeln von den Auswirkungen der Veränderungen der Feuchtgebiete auf die Amphibien, die Vogelwelt und die Wirbellosen. Ein weiteres Kapitel widmet sich der Bedeutung der Feuchtgebiete für die Kohlenstoffvorräte und die Treibhausgasemissionen, die allerdings beide nur grob geschätzt werden können. Der letzte Beitrag beschreibt die Entwicklung der Vegetation auf geschützten Moorflächen für den Zeitraum von 1995 bis 2007 auf der Grundlage umfangreicher Felderhebungen.

In der Bilanz stellen die beiden Hauptautoren fest, dass an der Geschichte der Feuchtgebiete beispielhaft gezeigt werden kann, wie der gesellschaftliche Umgang mit der Natur abhängig ist von Ort und Zeit. Während die Verfügbarkeit von Rohstoffen und Nahrungsmitteln lange Zeit im Zentrum des gesellschaftlichen Interesses stand, wurden die Ökosystemdienstleistungen der Feuchtgebiete seit der Mitte des 20. Jahrhunderts immer wichtiger.

Der Band zeigt eindrücklich, dass die Landschaftsgeschichte nur naturwissenschaftlich und sozial-geisteswissenschaftlich untersucht und verstanden werden kann. Die Autoren, ein Historiker und ein Umweltnaturwissenschaftler, verknüpfen theoretische

Ansätze mit regionalen, empirischen Ergebnissen. Im Gegensatz zu den Hauptkapiteln fehlen in den Beiträgen zur ökologischen Dimension (Kapitel 6) die gesellschaftlichen Bezüge weitgehend. Das Buch ist gut verständlich geschrieben und schön illustriert, die Feuchtgebietskarten der Schweiz sind leider ungenügend generalisiert und deshalb schwer lesbar.

Landnutzung steht immer im Zusammenhang mit gesellschaftlichen Wertesystemen, und diese haben sich in den vergangenen 300 Jahren zum Teil radikal gewandelt. Sie werden sich auch in Zukunft verändern. Das Buch bildet eine sehr gute Grundlage, dies am Beispiel der Feuchtgebiete in der Schweiz und ihren Funktionen zu verstehen.

Hans-Rudolf Egli, Meikirch

Wernicke, Norbert D.: Die Brattig. 300 Jahre Hinkender Bot von Bern.

Bern: Stämpfli 2018. 127 S. ISBN 978-3-7272-7893-8.

2018 feierte ein typisches Berner Produkt sein 300-Jahr-Jubiläum: der Kalender, dessen Markenzeichen, ein Hausierer mit Holzbein, jedem bekannt sein dürfte. Mit der Würdigung dieser «Brattig» (von lateinisch *practica*) zeigt Wernicke eindrücklich, dass die vermeintlich urbernische Schöpfung geistesgeschichtlich mit ganz Europa verbunden ist und von der Arbeitsimmigration sowie der Einführung neuster Schreib- und Drucktechniken aus dem Ausland profitierte. Deshalb behandelt Wernicke den Kalender nicht nur aus inhaltlicher Sicht, sondern untersucht auch dessen Produktionsweise und Unternehmensgeschichte. All dies bildet zugleich die wirtschaftlich-politische Grosswetterlage Berns über die Epochen ab.

Der *Hinkende Bot* war eigentlich eine Kopie, die sich sehr rasch zum Original entwickelte, «ein Nachahmerprodukt, das [...] innert kürzester Zeit seinen Platz behauptete». ¹ (S. 5) Das erste Kapitel stellt den Kalender in seinen grösseren Kontext: «Der Hinkende Bot und seine Verwandten – ein Überblick». (S. 9–32) Die Schilderung, wie in verschiedenen Städten und Kantonen Kalender lanciert wurden, wie sich die Herausgeber-Drucker mit der Zensur arrangierten und die Konkurrenz auszuschalten versuchten, bringt einen zum Schmunzeln. Dabei war auch freundeidgenössischer Takt angezeigt: Die Appenzeller reagierten empfindlich auf Beiträge im Sankt Galler Kalender, während die Freiburger ungern Pikantes über ihren Kanton im Berner Kalender lasen. Die ersten gedruckten Buchkalender stammen aus Genf (1497) und Zürich (1508). Dort spielte ein bekannter bayrischer Immigrant, der Drucker Christoph Froschauer, eine treibende Rolle. Die «Praktik» war damals nur ein Teil des

Kalenders, nämlich die «Prognose für das folgende Jahr, die nach astrologischen Berechnungen angefertigt wurde». Ende des 16. Jahrhunderts etablierte sich mit dem Kalender «ein multifunktionales Medium, [...] mit [...] dem Kalendarium, der Praktik, Listen für Postboten, Daten der Jahres- und Wochenmärkte, kantonalen Listen weltlicher und geistlicher Beamter oder Kornpreislisten und Währungstabellen». (S. 17)

Auch in Bern ermöglichte das Buchwesen (und damit indirekt den Kalender) ein Immigrant, der Franke Mathias Apiarius, «der den Buchdruck 1537 dauerhaft nach Bern brachte». (S. 22) Trotzdem waren die Anfänge des Berner Kalenders harzig, sodass die Berner häufig auf ausserkantonale Produkte zurückgreifen mussten. 1550 griff Froschauer den Bernern unter die Arme und druckte für sie einen Wandkalender. Der Berner Buchdruck hatte indes schon eine Spezialität: die Zweisprachigkeit, da ja die Waadt seit 1536 zu Bern gehörte. Mehrere Gründe erklären, weshalb Bern nach einem eigenen Kalender trachtete: Erstens hingen Sonnenstand und Mondphase vom Ort ab, was dessen Zeitberechnung beeinflusste; zweitens sollte ein Kalender lokale und regionale Jahrmärkte angeben; drittens wollten die Protestanten anfänglich die päpstliche Kalenderreform von 1582 nicht einführen. Schön zeigt Wernicke die «ökologische» Weiterverwendung der Kalender: Das Altpapier eignete sich als Makulatur für Buchbinder, während die Texte noch jahrelang als Lesestoff für Schulkinder gebraucht werden konnten.

Wernicke räumt ein, dass man punkto Geburtsjahr des Berner *Hinkenden Bot* «im Dunkeln tappe». (S. 29) Basler und Elsässer Drucker benutzten das Logo zuerst, dann erschien 1708 eine französische Version, der *Messager boiteux* in Vevey. Von 1749 ist gar ein Exemplar des *Messager boiteux de Berne et de Vevey* erhalten. Das Logo geht übrigens auf ein historisches Faktum zurück: Hausierer, Kriegsversehrte aus dem Dreissigjährigen Krieg, vertrieben Flugblätter und Kalender in Stadt und Land. Die Figur des Hinkenden Boten wurde so populär, dass sie sogar in Amerika Karriere machte: «Frankokanadische Kalender meinten den *Cincinnatier hinkenden Boten*, wenn sie «d'après les almanachs allemands» sagten.» (S. 30)

Im Kapitel «Der Hinkende Bot in Bern – gekommen, um zu bleiben» (S. 33–66) beschreibt Wernicke Entstehung und Entwicklung des nun bernischen Schriftprodukts. Der Berner Almanach konnte dank staatlichen Privilegien durchstarten, das heisst, er sicherte sich die behördliche Genehmigung und das Exklusivitätsrecht auf einem hart umkämpften Markt. Von 1718 bis zur Übernahme durch den Stämpfli-Verlag 1815 «ging der Kalender durch verschiedene Hände». (S. 35) Auffallend ist der Beitrag der Witwen bei der Entwicklung des *Hinkenden Bot*: Starb ein Verleger oder Drucker in noch jungen Jahren, was mehrmals geschah, übernahm die Witwe erfolgreich das Geschäft.

Wernicke zeigt sehr schön, dass sich allen Änderungen zum Trotz der Kalender inhaltlich treu blieb. Kalender in erneuerter Form hatten keine lange Lebenszeit, sogar wenn sie, wie im Falle des *Neuen Berner Kalenders*, von Jeremias Gotthelf betreut wurden! Das Publikum hing an den Bauernregeln, den Aderlassmännchen, den Neuigkeiten aus aller Welt – je sensationeller, desto besser. Aus der Schweiz wurden aber der Zensur wegen «nur politisch unverfängliche Nachrichten geliefert, meist Naturkatastrophen». (S. 40) Eine Blütezeit erlebte der Kalender in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts, als dort Gelehrte, Literaten und Pfarrer Beiträge in volksaufklärerischer Absicht publizierten. Ernsthaftige Konkurrenz erwuchs dem Kalender erst durch die Zeitungen im 19. Jahrhundert.

Wernicke erweist sich nicht nur als sorgfältiger Beobachter der Texte, sondern auch der Illustrationen («Wie Figura zeiget», S. 53–60). Amüsant, wie es auch lange vor Photoshop und Google images üblich und möglich war, Bilder so zu manipulieren, dass ein türkischer Palast ein christliches Bauerndorf ersetzte!

Das letzte Kapitel «Vom Handsatz zum Internet» katapultiert den *Hinkenden Bot* erfolgreich in die Moderne. Seine Zukunft scheint gesichert, doch fragt sich Wernicke mit guten Gründen: «Ob jemals ein Redaktor versuchen wird, den *Bot* als Internetpublikation oder als Smartphone-Applikation durchzusetzen [...]?» (S. 113)

Wernicke ist eine konzise, unterhaltsame und humorvolle Geschichte eines nur auf den ersten Blick lokalen Produkts gelungen, das altmodisch erscheinen mag und doch immer wieder von neusten Techniken profitiert hat. Er hat den *Hinkenden Bot* überzeugend in die gesamteuropäische Buch- und Literaturlandschaft eingebettet. Nicht zuletzt ist *Die Brattig* grafisch sehr ansprechend gestaltet und schön illustriert.

Marianne Derron Corbellari, Neuenburg

¹ Alle noch vorhandenen Exemplare sind auf www.e-periodica.ch greifbar.